



ÜBERS JAHR, IM HERBST 1987, wird sich die Bischofssynode in Rom mit den *Laien*, näherhin mit «Berufung und Stellung der Laien in Kirche und Welt, zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil» befassen. Sucht man hierfür einen inspirierenden Patron, stößt man auf die Gestalt von *John Henry Newman*, zumal neuerdings (vor allem in Birmingham, wo er 1890 starb) von seiner möglicherweise bevorstehenden Seligsprechung die Rede ist.¹ In der Tat, schrieb nicht Newman 1859 einen berühmten gewordenen Artikel «Über die Befragung der Gläubigen in Dingen der christlichen Lehre»?² Gut, doch bevor wir uns auf Newman zur Stützung nachkonziliärer Positionen berufen, haben wir uns daran zu erinnern, was Newmans bester Herausgeber, John Coulson, zur Abfassung dieses Essays bemerkt: Es war «ein Akt politischen Selbstmords, von dem sich seine Karriere in der Kirche nie mehr völlig erholen sollte». Newman erregte mit diesem Artikel das Mißfallen von Papst Pius IX., er wurde vom Bischof von Newport formell der Häresie angezeigt, und man erklärte ihn zum «gefähr-

Newman: Das Zeugnis der Laien

lichsten Mann in England», worauf er verstummte, bis er 1864 – veranlaßt durch Charles Kingsley's Attacke gegen die Unwahrhaftigkeit des katholischen Klerus – seine *Apologia pro Vita Sua* schrieb. Unmittelbar als Erwiderung auf den Angriff von anglikanischer Seite verfaßt, ist die *Apologia* gleichzeitig eine Verteidigung der eigenen Position sowohl gegen einen extremen Ultramontanismus als auch gegen einen extremen Protestantismus.

Der Streit hatte begonnen, als Newman nach seiner erfolglosen Mission in Irland (Projekt der Gründung einer katholischen Universität) im Jahre 1858 dazu kam, eine kleine, aber einflußreiche Zeitschrift *The Rambler* herauszugeben. Newman übernahm diese Aufgabe nach viel Gebet und nur mit der Absicht, die Publikation am Leben zu erhalten: Ihre Laienredakteure, *Richard Simpson* und *Sir John Acton*, waren nämlich Angriffen von klerikaler Seite ausgesetzt. Man warf ihnen vor, sie verirrteten sich in theologische Gefilde, wo ihnen angeblich die Kompetenz fehlte. Acton hatte beiläufig die Bemerkung gemacht, «kein Katholik (sei) so gut wie seine Religion», und er illustrierte dies mit folgender Beobachtung: «Mochte der heilige Augustin der größte Kirchenlehrer des Westens sein, er war auch – diese Tatsache brauchen wir nicht zu verheimlichen – der Vater des Jansenismus.» Diese harmlose Bemerkung erregte Aufsehen. Drei Stunden lang diskutierte Acton diese Angelegenheit mit Newman, der (wie nachher Acton Simpson gegenüber bezeugte) die folgenden Themen entwickelte: «Die bei Männern der Macht natürliche Neigung zum Tyrannisieren; Unwissenheit und Anmaßung unserer Mächtigertheologen, kurz, was Du und ich bei einem Glas Whisky sagen würden. Ich hätte nie gedacht, daß er je seine Diplomatie und Zurückhaltung so völlig beiseite schieben würde.» Beachtlich ist hier der Unterschied, was Newman privat zu sagen bereit war und was in der Öffentlichkeit. Der (im Seligsprechungsprozeß übliche) *advocatus diaboli* könnte allerhand daraus machen.

Indem er ihn selbst redigierte, rettete Newman auf jeden Fall «*The Rambler*», und er dachte nichts Böses dabei. Doch er geriet in noch größere Schwierigkeiten, als er ein Gutachten der englischen Bischöfe für eine königliche Kommission über das Volksschulwesen folgendermaßen kommentierte: «Indem wir die Vorrechte des Bischofsamtes in vollem Umfang anerkennen, glauben wir aufrichtig ..., daß unsere hochwürdigsten Bischöfe die Ansicht der Laien in Dingen, die diese besonders angehen, wirklich kennenzulernen wünschen. Wenn selbst in der Vorbereitung einer dogmatischen Definition die Gläubigen befragt werden, wie es kürzlich im Fall der Unbefleckten Empfängnis geschah, so ist es wenigstens so natürlich, wenn man in wichtigen praktischen

KIRCHE

«Ohne Laien sähe die Kirche albern aus»: J. H. Newman 1859 «Über die Befragung der Gläubigen in Dingen der christlichen Lehre» – Reaktion der Ultramontanen – Wer hat Angst vor den Laien? *Peter Hebblethwaite, Oxford*

LITERATUR

... in realistischer Erzählweise: Ein neuer Roman von *Isabel Allende* – Liebespaar auf dem Hintergrund des chilenischen Terrors – Die Suche nach den Verschwundenen – Drei herausragende Frauengestalten – *Uwe Timms* Versuch eines lateinamerikanischen Bildungsromans – Deutsches Know-how im Dschungel – Passiver Widerstand der einheimischen Bevölkerung – Wunsch nach einem anderen Leben.

Paul Konrad Kurz, Gauting

DRITTE WELT

Afrikanische Reisenotizen: Augenschein in Johannesburg während des Ausnahmezustandes – Situationsanalyse des südafrikanischen Schriftstellers Breyten Breytenbach – Europäer suchen ihr verlorenes Paradies – Viele Entwicklungsexperten schirmen sich von der Drittwelt-Realität ab – Die Chancen kleiner Freiwilligen-Organisationen – Ist Entwicklungshilfe nur noch Schadensbegrenzung? – Albert Camus' Frage an die Europäer. *Rupert Neudeck, Troisdorf b. Köln*

ARBEIT

Auswirkung neuer Technologien in der Arbeitswelt: Information wird zum beherrschenden Produktionsmittel und zur vorrangigen Massensware – Zunehmende Arbeitsbelastung – Soziale und berufliche Hierarchien werden akzentuiert – Keine Technik ist neutral – Um einen Wechsel der Entscheidungsträger – Schritte zu einer an den Mitarbeiter orientierten Betriebsverfassung. *Friedhelm Hengsbach, Frankfurt*

BASISGEMEINDEN

6. Nationaltreffen in Brasilien: Ein Fest mitten in Konflikten – Vatikanische Grußbotschaft mahnt zur Kirchentreue – Die Wirklichkeit einer gelebten Solidarität von Bischöfen und Gemeinden – Die Konsequenzen des Kampfes für eine neue Gesellschaft – Der Streit um Grund und Boden – Die neuen Märtyrer – Eine Theologie mit den Füßen auf dem Boden.

Horst Goldstein, Lilienthal b. Bremen

EXILFORSCHUNG

Untergetaucht in Amsterdam: *Claus Victor Bocks* Bericht über eine Exilgruppe – George-Kreis als Vorbild – Überleben durch literarisch-ästhetisches Exerzium.

Karlhans Kluncker, Bonn

BUCHHINWEISE

Kirchen im pluralistischen Gemeinwesen: Zu einer juristischen Dissertation von Felix Hafner. *Josef Bruhin*

Die Bibel lebt: 21 Erfahrungsberichte aus der Schweiz. *Clemens Locher*

Fragen einen solchen Akt der freundlichen Gesinnung und des Wohlwollens von sich aus setzt.»

Newmans Vertrauen war fehl am Platz. Seine Bemerkungen wurden in einer Kirche, die immer noch eine radikale Unterscheidung zwischen der bestimmenden «lehrenden» und einer völlig passiven «lernenden» Kirche machte, als «unehrerbietig» betrachtet.

Newman entschuldigte sich, indem er beteuerte, keine Absicht der Unehrerbietigkeit gehegt zu haben; doch, wie gewöhnlich in solchen Fällen, machte er die Sache nur noch schlimmer. Er schrieb: «Wir sind zu sehr vom Unheil jeder Spaltung zwischen den Kirchenführern und den gebildeten Laien überzeugt ..., als daß wir uns bewußt auf ein Handeln mit so schrecklichen Folgen einlassen könnten.» Mit dieser Grundeinstellung veröffentlichte Newman das, was dann seine letzte Nummer von «The Rambler» werden sollte: das eingangs erwähnte Essay «Über die Befragung der Gläubigen in Dingen der christlichen Lehre». Er wählte dazu die Form eines Briefes an den Herzog von Norfolk, der damals als der «führende englische katholische Laie» galt.

Was spricht für eine Befragung der Gläubigen?

Der springende Punkt aus der Geschichte war für Newman das Faktum, daß zur Zeit der Auseinandersetzungen um die Lehren des Arius (Anfang des 4. Jh.) die Laien den Glauben besser bewahrten als ihre Bischöfe. Doch für seine Zeit ging es Newman um die Gewißheit, daß die Kirche ohne gebildete Laien nicht wachsen und gedeihen, ja nicht einmal überleben könne. Seine These ist in zwei Feststellungen zusammengefaßt: «Jeder Wesenteil der Kirche hat seine eigenen Funktionen, und kein Teil kann ohne Schaden vernachlässigt werden. Obschon die Laienschaft nur Gegenstand der «Spiegelung» oder Echo der Geistlichkeit in Glaubensdingen ist, so liegt doch etwas in der gleichsinnigen Bestrebung» (conspiratio) von Hirten und Gläubigen, was nicht Sache der Hirten allein ist» (Karrer, S. 554). Eine Theologie, die die Erfahrung der Laien ausschließt, verhält sich – das ist die Meinung Newmans – selbstmörderisch. Die «lehrende Kirche» kann sich glücklicher schätzen, wenn sie begeisterte Anhänger um sich hat, als wenn sie «die Gläubigen vom Studium ihrer göttlichen Lehren fernhält ... und von ihnen einen «eingeschlossenen Glauben» an ihr Wort verlangt – das Ende wird bei gebildeten Schichten Gleichgültigkeit, bei den ärmeren Aberglaube sein» (Karrer 556/57). So sah Newman prophetisch Prozeß und Ursache der Säkularisation in Europa voraus.

Doch er schrieb 1859, nur fünf Jahre vor dem «Syllabus der Irrtümer» und elf Jahre vor dem Vatikanum I. Die Ultramontanen waren auf dem Vormarsch. Newman wurde in Rom denunziert. Kardinal *Barnabo*, Präfekt der Kongregation für die Glaubensverbreitung (Propaganda fide), unter der England damals noch wie ein Missionsland stand, gab zu wissen, der Papst sei sehr verletzt («le Pape est beaucoup peiné»). Msgr. *Talbot*, Vertreter der englischen Bischöfe in Rom, schwor, er werde Newman «kriegen» und seinem Schreiben Einhalt gebieten. Denn unterdessen gab es eine neue Klage. Zweihundert Laien hatten an den Herzog von Norfolk geschrieben und sich zur Unterstützung Newmans verpflichtet, indem sie erklärten: «Jeder Schlag, der Sie trifft, fügt der katholischen Kirche in diesem Lande eine Wunde zu.» Für Talbot war dies ein ungehöriges, ja ein revolutionäres Vorgehen: «Wenn den Laien in England nicht Einhalt geboten wird, dann werden sie anstelle des Heiligen Stuhles und des Episkopates die Kirche regieren.»

Ohne Laien sähe die Kirche albern aus

Dies führte zu Talbots berühmter Frage: «Was ist das Gebiet der Laien? Jagen, Schießen, Zeitvertreib. Diese Dinge verstehen sie, doch sich in kirchliche Angelegenheiten einzumischen, haben sie überhaupt kein Recht ... Dr. Newman ist der gefährlichste Mann in England, und Sie werden sehen, daß er die Lai-

enschaft gegen Euer Gnaden (d. h. den Herzog von Norfolk) benutzen wird.» Dies war ausgesprochener Unsinn. Obwohl Newman als Anglikaner der unermüdete Führer einer Partei innerhalb der Kirche war, widerstand er als Katholik all diesen Versuchungen. Man versteht, warum Newman es ablehnte, als ein Experte (peritus) beim Vatikanum I anwesend zu sein. Er sei «kein Theologe», erklärte er vorsichtig. In Wirklichkeit dachte er, es würde viel Zeit brauchen, um sich vom Konzil zu erholen, das er mit «shooting Niagara» (einer schnellen Überquerung des Niagara, also einem waghalsigen Unternehmen) verglich, oder, in einer andern Metapher, mit «einem Zug, der in voller Geschwindigkeit über einige unglückliche Arbeiter rollt» (A Packet of Letters, S. 183). Dennoch verzweifelte er nicht an der Kirche. Er schaute in die Zukunft und machte nach dem Vatikanum I die Bemerkung: «Pius ist nicht der letzte der Päpste ... Laßt uns Glauben haben, und ein neuer Papst und ein erneut versammeltes Konzil mögen das Boot trimmen» (Brief an Alfred Plummer, 3. April 1871).

Newman war in jedem strengen Sinne des Wortes kein Liberaler. Aber er wußte, daß die Laien eine entscheidende Rolle in der Kirche zu spielen hatten. Bischof *Ullathorne* von Birmingham fragte ihn einmal: «Wer sind die Laien?» Newman erwiderte: «Die Kirche sähe ohne sie albern aus.» Es besteht eine gute Chance, daß an der Synode 1987 jemand diese Anekdote zitieren wird.

Peter Hebblethwaite, Oxford

Aus dem Englischen übersetzt von Karl Weber.

¹ Der Erzbischof von Birmingham, Maurice Couve de Murville, hat in einem Schreiben an alle Pfarrer um Beweise für Gebeterhörungen auf die Fürsprache Newmans gebeten. Zuvor kam von Rom die Nachricht, der historische Teil des Seligsprechungsprozesses sei abgeschlossen.

² On consulting the Faithful in Matters of Doctrine: The Rambler, July 1859, S. 198ff. – Neuausgabe: John Coulson (Hrsg.), Collins London 1985. Deutsch: Über die Befragung der Gläubigen in Dingen der christlichen Lehre (übersetzt von Otto Karrer): Hochland 40 (1947/48), S. 401–414 und 549–557. – Ebenso: Über das Zeugnis der Laien in Fragen der Glaubenslehre: J. H. Newman, Polemische Schriften (Ausg. Schriften IV). Mainz 1959, S. 253–292.

In realistischer Erzählweise

Zu den neuen Romanen von I. Allende und U. Timm

Nach dem Krieg galt das größte Interesse im Bereich der außerdeutschen Literatur über Jahrzehnte der nordamerikanischen. Seit den 70er Jahren hat sich das Interesse der deutschsprachigen Leser zunehmend den lateinamerikanischen Autoren Süd- und Mittelamerikas zugewandt. 1976 veranstaltete die Frankfurter Buchmesse eine Sonderausstellung für lateinamerikanische Literatur. Man erkannte politisch die Sprachwerdung eines Kontinents, literarisch die internationale Bedeutung der südamerikanischen Epik und Lyrik. Nach *Pablo Neruda*, dem Sozialisten, und *Jorge Luis Borges*, dem aristokratischen Bürger, nach dem generationsjüngeren, revolutionär gesinnten *Gabriel García Márquez* und dem mehr bürgerlich-intellektuellen *Mario Vargas Llosa* hat überraschend eine Nicht-Literatin, die 1942 geborene *Isabel Allende*, Nichte des 1973 ermordeten sozialistischen Präsidenten, mit ihrem Roman *Das Geisterhaus* (deutsch 1984) Weltruhm erlangt.¹

Anders als die zeitgenössischen deutschsprachigen Romane mit ihren meist kurzatmigen, introvertierten, in ihren Zweierbeziehungen gescheiterten, als Singles unbefriedigten Romangestalten partizipiert die Chilenin am großen geschichtlichen, generationsträchtigen Atem südamerikanischer Autoren. Man spürt bei ihnen den elegischen oder revolutionären Atem. Das Leben feiert auch in größter Armut Feste. Die Hoffnung auf Zukunft ist nirgends erloschen. Gut und böse sind leichter unterscheid-

¹ Vgl. dazu *Ruth Schlette* und *Carl-Friedrich Geyer*, in: Orientierung 1985, S. 55–59.

bar, die erdhaften und magischen Kräfte noch nicht erloschen. Der Leser darf in eine Großfamilie mit Generationsfolge eintreten. Zu ihr gehören Großeltern und Enkel, Onkel und Tanten, Erfolgreiche und Heruntergekommene, Geduldige und Aufbegehrende, Liebende und Spinner. Das Leben wird niemals hamletisch oder intellektuell grundsätzlich in Frage gestellt. Die Bedrohungen geschehen von außen, nicht von einer nervösen Intellektualität oder aus überreizten und isolierenden Ansprüchen. Die älteren Frauen erscheinen als große Mütter. Die jüngeren, politisch bewußt werdend, kämpfen unter der Fahne der Hoffnung für eine solidarische Gesellschaft. Öffentlich eine patriarchale, aber familiär eine mehr matriachale Welt.

Die Armen im Kampf gegen den Terror

Im Mittelpunkt des neuen Romans mit dem (auch im Original) etwas blassen Titel *Von Liebe und Schatten* stehen zwei junge Menschen in der Zeit der chilenischen Militärjunta²: Irene und Francisco. Sie sind vom Schicksal als Liebespaar auserkoren. Sie werden von der Autorin als Protagonisten einer neuen Menschlichkeit konzipiert. Sie prägen sich dem Leser als Repräsentanten der Hoffnung gegen die Diktatur ein: erotisch und rational begabt, sensibel und kämpferisch, solidarisch mit den Armen, nicht ernsthaft im Widerstreit mit sich selbst. Sie glauben an Zukunft. Ihre Energien sind frei; patriotisch und mutig bis zum Einsatz des Lebens. Irene Beltrán (eine Art Schwester der Alba aus dem *Geisterhaus*) bricht als Tochter einer genußsüchtig privatistisch lebenden, politisch blinden Wohlstands-Madame aus dem bürgerlichen Anspruchs-Milieu aus. Sie ist mit dem breitbrüstig patriotischen Hauptmann Gustavo Morante verlobt. Als Zeitungsreporterin begegnet sie dem als Fotoreporter arbeitenden Francisco Leal. Der als Psychologe ausgebildete Sohn eines republikanischen Spanienflüchtlings entdeckte, arbeitslos, die Fotografie als Broterwerb. Literarisch wichtiger als diese mit vielen sprachlichen Klischees erzählte Liebesgeschichte ist das Ensemble der epischen Personen. Sie zeigen ein eindringliches Bild der chilenischen Gesellschaft im Kampf mit dem staatlichen Terror.

Zu drei kraftvollen Müttern gehören drei auf unterschiedliche Weise heruntergekommene Männer und schließlich drei als Hauptpersonen vorgestellte Kinder. Die auf Wohlleben fixierte *Beatriz Beltrán* (Irenes Mutter) wurde von ihrem abenteuernden, lebenslustigen, ingeniosen Mann Eusebio verlassen. *Hilde Leal* (Franciscos Mutter) ist ihrem Mann, dem überzeugten Republikaner und Kommunisten, unter Todesgefahr ins Exil gefolgt. Als das Militär die Macht an sich riß, mußte der Gymnasialprofessor, der mit Flugblättern zum Widerstand aufrief, vorzeitig in Pension gehen. Sein Sohn Javier, bereits Familienvater, nimmt sich, nachdem er als Biologe arbeitslos geworden ist, das Leben. José, der dritte Sohn des atheistischen Professors, wird ein Priester der Armen. Die Autorin zeigt den kraftvollen Priester als solidarischen, wahrhaft brüderlichen, politisch engagierten Menschen. Er hält Kontakt zu Regimegegnern. Er informiert den in seiner Brüderlichkeit, gelebten Armut und aktiven politischen Klugheit eindrucksvoll vorgestellten Kardinal. Diesem gelingt es, den Mord an (unter der sozialistischen Regierung) gewerkschaftlich organisierten Campesinos öffentlich nachzuweisen.

Hineingewoben in die episch demonstrative Verflechtung ist die kleinbäuerliche Familie Ranquileo. *Digna Ranquileo* ist die dritte der starken Frauen. Ihr Mann Hipólito zieht im Sommer mit einem Wanderzirkus übers Land. Gealtert schlüpft der Artist in die demütige Rolle des Clowns. Vor 15 Jahren hat man im Hospital Dignas Kind mit dem der Bäuerin Flores vertauscht. Ihre Tochter wurde Evangelina Flores, ein dunkelhaariges, heiteres, kräftiges Mädchen. Das ihr zugeschobene Kind dagegen war weinerlich und launisch. Beide Mütter konnten

sich nicht wehren. Beide nannten in gegenseitigem Einvernehmen ihr Kind *Evangelina*. Evangelina Ranquileo leidet an Anfällen, fällt in trancehafte Zustände, wird von Pfarrern der Hysterie und des Satanszaubers bezichtigt, von Wundergläubigen als Heilige verehrt. Bei einer frechen Hausdurchsuchung schlägt das zarte Mädchen Polizeileutnant Ramírez ins Gesicht. Der verhaftet und tötet die Gefangene aus Furcht vor ihrer telepathischen Kraft.

Die Polizisten werden in den oberen Rängen als brutale Inhaber der Macht, in den unteren als Söhne des Volkes gezeigt. Einer von ihnen ist Pradelio Ranquileo, Evangelinas Ziehbruder. Nach dem Mord an seiner geliebten Schwester in die Isolationszelle geworfen (in einer Art Sippenhaft), flieht Pradelio unter Todesgefahr in die Berge. Er setzt Irene und Francisco bei ihrer Suche nach der Verschwundenen auf die Spur. In der stillgelegten Mine von Los Riscos finden die beiden nicht nur Körperteile der ermordeten Evangelina, sondern auch die Leichen verschwundener Campesinos.³ Die Zeugin Irene wird vor ihrer Redaktion niedergeschossen. Mit Hilfe Franciscos und des überaus sympathisch gezeichneten homophilen Friseurs Mario⁴ kann die Verwundete über die Kordilleren fliehen. Auch Evangelina Flores, der Zeugin ihrer ermordeten Angehörigen, gelingt die Flucht. Sie zieht durch die Welt und macht das Schicksal ihres armen Landes bekannt. Einmal darf sie sogar vor den Vereinten Nationen die chilenische Diktatur anklagen. Mit Bildern der Hoffnung auf Veränderung, auf neues Leben, auf die Zukunft der Liebenden wird der Leser entlassen.

Gewalt und Liebe, diese beiden Erfahrungen, erklärte Isabel Allende, seien die Antriebskräfte zu ihrem Roman gewesen. Die Liebe sei dem Licht, die Gewalt dem Schatten zugeordnet. Mir erscheint der Gebrauch des Wortes «Schatten» als schiefe Metapher, weil Schatten notwendig dem Licht, Gewalt aber nicht notwendig der Liebe und dem menschlichen Zusammenleben zugeordnet ist. Die nur von außen bedrohte, von innen aber problemlose, nämlich idealisch betrachtete Liebe, ist mitursächlich für die kolportagehafte Entwicklung der Liebesgeschichte und die weithin klischeehafte Sprache zwischen Irene und Francisco. Als die beiden nach Evangelina Ranquileo in der Morgue suchen, sehen sie «schaudernd vor Entsetzen» die Leichen am Haken hängen. Die Erzählerin beteuert, «etwas in ihr (Irene) war zerbrochen». Unmittelbar nach dieser Schmerzbetuierung brausen die beiden Liebenden auf dem Motorrad auf den Stadtberg, wo sie «im lichtdurchfluteten schimmernenden Park» (177) ihr idyllisches Mittagspicknick einnehmen, ohne auch nur mit einem Gedanken den Leichenschauern in der Morgue nachzuhängen. Gegen Ende des Romans – Irene gejagt, «am Ende ihrer Kräfte» auf der Flucht über die Kordilleren – kommen die beiden Liebenden «durch ein Dorf, das trunken war von Licht» (416). Auch hier bleibt die Lichtbetuierung, eingesetzt auf einem Höhepunkt, literarisches Verstatzstück.

Denunziation der Militärs

Pathetisch real erscheinen die drei großen Mütter Beatriz Beltrán, Hilde Leal, Digna Ranquileo. Einführend real werden

² Die Autorin wurde zu diesem Teil der Romanfabel angeregt durch eine Zeitungsnotiz von 1978. 50 Kilometer von Santiago fand man ein Grab von Campesinos, die seit 1973 verschwunden waren.

⁴ Mario, Sohn eines Bergmanns und also untersten sozialen Schichten entstammend, geriet in den Bannkreis von Kunst und Kultur. Als Maskenkünstler findet der homosexuelle Friseur Eingang in höchste Kreise. Wegen seiner Dienste an den Damen wird er von den Militärs geduldet, die im übrigen nicht wissen, daß er mit Widerständlern zusammenarbeitet. Eine interessante, schillernde Romanfigur: dekadent im Lebensstil, aber sozial eingestellt; ein Sensibler aus dem Volk, der seine Herkunft nicht vergißt; ein Spieler, aber im Grund Moralist. Eine weniger auf «action» bedachte Autorin hätte mit den Stilmitteln der Erlebten Rede und des Inneren Monologs, also durch Innenperspektive, eine ganz ungewöhnliche Bewußtseins- und Handlungsfigur entwickeln können. Aber eine solche Bewußtseinsproblematik lag außerhalb der Absicht der Autorin, überstieg ihre literarischen Möglichkeiten.

³ Isabel Allende, *Von Liebe und Schatten*. Roman. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1986. 426 Seiten, DM 38,-; (De amor y de sombra. Plaza & Janés, Barcelona 1984).

ihre sehr unterschiedlichen Männer gezeigt – ein Bonvivant, ein republikanischer Kommunist, ein tragikomischer Clown. Mit Pathos denunziert werden die Vertreter und Handlanger der Militärdiktatur. Einen der eindrucksvollsten, mehrdeutigen Sätze spricht der General als sein Oberst fragt, was er den in der Kathedrale zum Hungerstreik versammelten Angehörigen anderer Mordgräber antworten solle. «Sagen Sie ihnen, daß sie weder tot noch lebendig sind» (399).

Isabel Allendes erster Roman *Das Geisterhaus* leistete mehr Gedächtnisarbeit. Die Struktur war mit dem Entschluß zur Familienchronik weithin vorgegeben. Für den zweiten Roman mußte die Autorin die Struktur selbst finden. Sie komponiert in die Denunziation des Militärregimes einen revolutionär lyrischen Hymnus auf die Liebe. Man könnte stilistisch von einer südamerikanischen Art von sozialistischem Realismus sprechen, einem Realismus ohne Programm und ohne obrigkeitlichen Auftrag. Der Roman spricht mit viel Pathos, fast ohne epische Ironie. Das Pathos bezeugt das Sendungsbewußtsein der Botin, ist Ausdruck der Botschaft. Der Mangel an Ironie verflacht das gesellschaftliche Tableau.

Warum ist der Roman international dennoch so erfolgreich? Für den Erfolg stehen nicht nur der Name der Autorin und ihr berühmter Erstling. *Von Liebe und Schatten* ist unterhaltend, anschaulich, in weiten Teilen spannungsvoll erzählt, abgeteilt in übersichtliche Szenenfolgen. Die mit viel (berichtender) Außenperspektive, Dialogen und, in der Wortwahl, Versätzstücken erzählende Sprache verlangt vom Leser wenig Anstrengung. Gut und Böse sind eindeutig, manchmal überdeutlich geschieden. Introvertierter Zweifel gewinnt keine Macht. Auf dem ganzen epischen Weg leuchtet Hoffnung. Am Ende siegt das Gute.

Die speziell christliche Glaubenskraft ist nicht Thema des Romans. Der engagierte Armenpriester José Leal und der menschlich eindrucksvolle Kardinal werden vor allem als solidarische, politisch verantwortliche Männer der Kirche gezeigt. Als ein vergewaltigtes Mädchen in Stummheit fällt, ruft der Priester José seinen Psychologen-Bruder Francisco zu Hilfe: «Setz deine psychologischen Fähigkeiten ein, bei so viel Problemen kommt Gott einfach nicht nach» (39). Das ist eine der wenigen ironischen Stellen, gegen Passivität und Wunderglauben gleichermaßen gerichtet. Liebe und Leben, Gewalt und Tod, Sinnlichkeit und magische Kräfte, Katholisches und Sozialistisches, der «alte» und der «neue» Mensch, die mütterlichen Frauen, der Mann als Macho, als möglicher Partner und sogar als glaubwürdiger Priester werden in diesem volkstümlichen – nicht intellektuell-artistischen – Roman zusammengeführt. Mehr gesellschaftlicher Abbild-Realismus als ein Roman von prophetischer, großer memorialer oder mythischer Dimension. Aber wer hätte die Stirn, literarisch immer das Höchste zu fordern? Der große Roman bleibt die große Ausnahme. Isabel Allende hat den Leser, der sich nicht unbedingt Sprach-Exerziten unterwerfen will, informiert, ihn in seiner mittleren Moral und einer nicht unerreichbar scheinenden «positiven» Sehnsucht bestätigt.

Ein Deutscher im Kampf mit seiner Wahrnehmung

Während Nordamerika, vor allem die USA, von Franz Kafka über Max Frisch bis Peter Handke wiederholt Gegenstand des deutschsprachigen Romans wurde, ist seit Alfred Döblins *Amazonas-Trilogie* (1937 bis 1948) m. W. kein deutschsprachiger Roman von Rang erschienen, der im südamerikanischen Lebensraum handelt. Die Gründe dafür sind einsichtig. Nordamerika liegt uns geschichtlich, sprachlich und kulturell näher als die «Dritte Welt» des hispano-indianischen Südens.

Als erster deutscher Romanautor der mittleren Generation wagte sich Uwe Timm an einen südamerikanischen Konfliktstoff. Der 1940 in Hamburg geborene, seit seinen Studienjahren (nach einer Kürschnerlehre) im Münchner Raum lebende Autor wurde bekannt durch seinen Roman *Heißer Sommer*

(1974). Er spielt im Milieu der Studentenunruhen. Sein deutscher Ulrich möchte eigentlich schön romantisch auf einer deutschen Wiese liegen und in der «hereinbrechenden Dämmerung die aufsteigende feuchte Kühle spüren». Aber der Student mit dem Hang zum einfachen Leben muß politisches Bewußtsein lernen. Er darf die Stimmung der (damals) Neuen Linken personifizieren. Der 2. Juni 1967 diente Timm als Aufhänger für die Entwicklungsgeschichte seines Helden vom unpolitischen Jüngling zum politisch bewußten Mann.

Uwe Timms neuer Roman *Der Schlangenbaum* erzählt die Geschichte des Hamburger Bauingenieurs Wagner, der für seine Firma die Bauleitung einer bereits begonnenen Papierfabrik in *Argentinien* übernimmt.⁵ Mit nichts als Spezialkenntnissen, erwiesener Tüchtigkeit und einer fade gewordenen Ehe fliegt Wagner in das ihm unbekannt Land. Nach wenigen Tagen erkennt er die Mißstände auf dem Bau: unfester Grund, miserabler angelieferter Beton, schlecht bezahlte bolivianische Arbeiter (die meisten ohne Aufenthaltserlaubnis und deshalb im Lohn gedrückt). Seine leitenden Mitarbeiter sind Zyniker, alkoholabhängig. Sie haben sich verkauft an rücksichtslosen äußeren Erfolg, sind verstrickt in Korruption und Gewalt des vom Militär regierten Landes.

Wagner beobachtet, informiert sich, bespricht und verhandelt. Gleich am ersten Tag überfährt er auf dem Weg zur Baustelle versehentlich eine smaragdgrüne Acaray-Schlange. Die abergläubischen Arbeiter mißtrauen ihm. Da laufend Material und Werkzeuge gestohlen werden, verordnet er Kontrollmaßnahmen. Er nimmt Betonproben, schickt die Betonlaster zurück. Er erfährt von bestochenen staatlichen Gutachtern.

Ingenieur Steinhorst, sein Stellvertreter (Alkoholiker), macht ihm Maßnahmen und Folgen des Fabrikbaus klar. «Erst wenn über große Flächen hinweg Bäume für die Papierfabrikation geschlagen worden seien, wiche der Wald und mit ihm das nachwachsende Grün. Bleiben würde dann eine rotbraune, verkarstete hügelige Fläche» (58). Hartmann, der dritte Ingenieur des Projekts, zweifelt am Sinn des ganzen Unternehmens und kündigt. «Das hinterlassen wir», sagt er, «die Ödnis, diese Mondlandschaft, die Wüste» (137). Er weiß von einer Autobahnbrücke, 150 Meter hoch, mitten im Urwald. Sie wird, da eine anzuschließende Zinnmine inzwischen unrentabel geworden ist, für immer ohne Anschlüsse bleiben. Aber die Kredit-schulden für die Bauruine sind Jahr für Jahr weiter zu bezahlen.

Ungünstige Vorzeichen mehren sich. In der Regenzeit droht der Bau im Schlamm zu versinken. Man steht bereits in Verzug mit dem Zeitplan. Wagner will durchgreifen. Er wird gewarnt. Plötzlich streiken die Arbeiter, «weil einer von ihnen verhaftet worden sei, weil sie eine überflüssige Latrine bauen mußten, weil ihnen ein Vorarbeiter in den Hintern getreten habe, weil eine Schlange getötet worden sei, weil ihnen jemand (es war Wagner selbst) ins Essen gelangt habe» (188). Der Hauptgrund für den Streik ist schlechte Entlohnung. Für das Unternehmen droht eine Katastrophe. Aber Wagner beginnt auch, sozial zu denken. Was passiert den Indios, wenn sie über die Grenze abgeschoben werden? Als es ihm gelingt, die Leute wieder zur Arbeit zu bewegen, kommt das Militär. Die Bolivianer wußten gar nicht, daß ein Streik gegen den Ausnahmezustand verstößt. Wagner macht sich Vorwürfe, daß er versagt habe. Hinzu kommt eine tätliche Auseinandersetzung mit Steinhorst. Man rät ihm, sich von seiner jungen Spanischlehrerin Luisa Casas zu trennen. Sie stehe mit der Guerilla in Verbindung. Als er sie abends in ihrer armen Stadtwohnung besuchen will, ist sie spurlos verschwunden. Hartmann warnt ihn, sich in politische Angelegenheiten einzumischen. Im Gespräch bekennt Wagner seinen Standpunkt: für Industrialisierung gegen den Hunger. Hartmann spricht gegen die Eurozentristen, die gestern «Fortschritt und Zivilisation» forderten und heute beides anpran-

⁵ Uwe Timm, *Der Schlangenbaum*. Roman. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1986. 325 Seiten, geb., DM 34,-.

gern. Sie denken sich ein Glück aus, das die andern elend macht. Der große Indianer Juan, der im Gran Chaco unter ausgewanderten Mennoniten Plattdeutsch gelernt hat, arbeitet an einer ethnologischen Studie. «Er betreibt Feldforschung auf der Baustelle. Er beobachtet Sie, mich und Steinhorst. Und hier in der Stadt die Schweizer Agronomen und die Amis, die hier (d. i. in der bewachten Europäer-Siedlung) wohnen» (228). Auf der Präfektur erkundigt sich Wagner mit Hilfe seiner Firmenadresse und Bestechungsgeld nach Luisa Casas. Auf den Gängen sieht er das Elend der in Viererreihen vergeblich auf Auskunft über ihre verschwundenen Angehörigen Wartenden. Im Hof steht ein «Schlangenbaum». Hier war früher das Untersuchungsgefängnis. «Wenn ein Gefangener nicht wieder herauskam, hieß es, eine der Schlangen, die angeblich im Baum lebten, hätten ihn gebissen. Die Militärs wollen den Baum jetzt fällen lassen ... aus Angst, er könne zum *Sinnbild für die Verschwundenen* werden» (244). Luisa, die wegen «linker» Kontakte aus dem Schuldienst entlassen worden war, ist offiziell «unknown».

Wunsch nach einem anderen Leben

In Wagner, dessen Ehe mit Susann (einer Lehrerin) seit Jahren spannungslos, sprachlos, leer und öde geworden war, steigt «der Wunsch nach einem anderen Leben» auf, «die Sehnsucht, ein anderer zu werden» (250). Als Kind hatte er bereits von den Wasserfällen des Iguazú (eines Seitenflusses des Paraná) gelesen. Sollte er nicht weiterfahren, damit auch er den «Tag der Schöpfung» sehe? Im Auto bestohlen, von einem Lastwagenfahrer in die falsche Richtung gefahren, steigt er unrasiert in einen Überlandbus. Eine zahnlose alte Indianerin teilt mit ihm Maisbrot und Saftflasche. Todmüde, sprachlos und orientierungslos erfährt der Fremde das Wunder der Kommunion.

Wagner, der programmierte, programmierende Mensch, ist in ein Abenteuer geraten. «Fin de viaje», ruft der Busfahrer. Auf Esels Rücken reitet Wagner durch den Wald. Er erlebt Bäume und Pflanzen, die Licht- und Schattentönungen des Grün körperlich. Ohne Papiere wird er nachts im Hotel verhaftet und gefoltert. Wagner ist «ganz unten angekommen». Spätestens hier wird mit dem Muster des Wahrnehmungs- und Abenteuerromans das des Entwicklungsromans sichtbar. Als Folge intensiver Wahrnehmung arbeiten in unserem Helden die Gesetze der Bewusstseinsveränderung. Nach Aufklärung seiner Identität und Position wird Wagner nicht nur freigelassen, sondern mit einem Armeehubschrauber zu seiner Baustelle zurückgeflogen. Dabei sieht er – der Leser hat es geahnt – die seit seiner Kindheit geträumten Wasserfälle. Der junge Pilot drückt den Hubschrauber augenzwinkernd zum Urwald hinab. Wagner erinnert sich an den Conquistador de Vaca, sieht und erfährt selbst:

«Diese brüllenden Sturzbäche sind Gottes fruchtbringender Samenerguß, sie sind der ewig wiederkehrende *erste Schöpfungstag*. Um diesen Regen Gottes zu entdecken, ist Cabeza de Vaca um die halbe Welt gewandert und hat die andere umsegelt. Cabeza de Vaca fällt auf die Knie. Sein restliches Leben ist von nun an ein Geschenk» (292).

Zurückgekehrt, nimmt Wagner den schlechten Beton an, als Komplize, nicht des Lieferanten, sondern der Natur, aus «geheimer Lust am Zerfall» dieses brutalen Bauwerks. Der Euro-Techniker hat innerlich die Seiten gewechselt.

Die vom Autor berichtend erzählte Fabel der argentinischen Wahrnehmungs- und Erlebnisgeschichte ist auf einer zweiten Ebene von *deutscher Erinnerung* durchsetzt. Wagner erinnert in erlebter Rede seine abgestorbene Ehe, die nach außen schicken, in Wahrheit gelangweilten oder zerbrochenen Ehen seiner Bekannten.

Auf der Ereignisebene prasselt zuletzt sintflutartiger Regen über Wohnort und Baustelle am Rand des Urwalds. Auf dem bewachten Wohnhügel der Reichen werden Bungalows weggeschwemmt. Ratten und Kakerlaken ergreifen Besitz von den

Wohnungen. Das elektrische Licht geht aus. Die Ebene steht unter Wasser. Maschinengewehre schießen, Granatwerfer knallen. Zuletzt liegt alles in Finsternis und «abgründtiefer Stille». Etwas ist zu Ende. Etwas anderes könnte, soll beginnen.

Ein Motiv der Apokalypse zielt den Umschlag. Biblische Sätze aus der *Apokalypse* durchlaufen, zunächst mehr ironisch, dann aber immer bedrohlicher eingesetzt, den Roman. Wagners schrullige Haushälterin Sophie, als Rußlanddeutsche 1930 nach Argentinien ausgewandert, gehört der «Gemeinde des Jüngsten Tages» an. Sie sagt bei jeder Gelegenheit wörtlich und paraphrasierend Sätze aus der Geheimen Offenbarung auf. «Harmagedon ist nicht mehr fern» (117). «Denn es wird sich der Brunnen des Abgrunds auftun, ... und die Sonne wird sich verfinstern. Es ist geweissagt, daß die Zeit nahe ist, und schon überall ist Mord, Dieberei und Hurerei. Die Tiere der Luft stöhnen, wie die des Waldes. Der Tag ist nicht fern. Es wird kommen eine große Flut, die alles verschlingt» (216f.). «Und das Tier mit sieben Häuption wird aus dem Meer steigen. Die Stadt wird sein ein Rauch und Feuer» (295). Wagner ärgert sich über die Alte, fragt sich aber, woher ihre hartnäckige Überzeugung komme, ob es für sie vielleicht «Anzeichen in der Gegenwart auf den bevorstehenden Untergang» gebe (118). Am Ende seines Romans entwickelt der Autor auf empirischer Grundlage – ohne übernatürliche Deutung – ein apokalyptisches Bild von Flut, Plagen und Zerstörung der Welt des (technischen) Menschen.

Gerettet werden können aber offenbar Menschen wie Wagner. Und gerettet werden könnte wohl auch die Erde, wenn es unter den «Ingenieuren», den unentwegten und gewaltsamen Veränderern, viele Wagners gäbe. Anders als *Max Frischs* egozentrischer Unesco-Ingenieur Walter Faber (aus dem gleichnamigen Roman *Homo Faber* [1957]) ist Uwe Timms Bauingenieur Wagner Stellvertreter einer neuen ökologischen Wahrnehmung und Verantwortung, Träger einer Botschaft an die politwirtschaftliche Welt.



FASTENOPFER DER SCHWEIZER KATHOLIKEN

Für unsere Zentralstelle in Luzern suchen wir eine initiative Nachwuchskraft, die als

Direktionsassistent/in

unseren Direktor in seinem weitgefächerten Arbeitsfeld unterstützt. Wir stellen uns eine jüngere Persönlichkeit mit vielseitigen Interessen, organisatorischen Fähigkeiten und Flair für die Öffentlichkeitsarbeit eines kirchlichen Hilfswerks mit Inland- und Auslandsaufgaben vor.

Schwerpunkte des Pflichtenhefts:

- Mitarbeit im Direktionssekretariat: anspruchsvolle Korrespondenz, Redaktion von Sitzungsunterlagen, Protokollführung
- Personal-Sachbearbeitung
- Öffentlichkeitsarbeit: Mitwirkung im Informationsressort und bei Bildungsveranstaltungen

Wir erwarten:

Solide berufliche Ausbildung und sehr gute Allgemeinbildung; einige Jahre Berufserfahrung und/oder Drittwelterfahrung von Vorteil; Muttersprache deutsch, gute Französisch- und Englischkenntnisse in Wort und Schrift; gewandter Schreibstil und Freude am Schreiben; geistige Beweglichkeit, Einsatzfreude, Teamfähigkeit; angenehme Umgangsformen und innere Beziehung zur katholischen Kirche und zu den Zielen des Fastenopfers.

Richten Sie Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen bis spätestens 30. September 1986 an die Zentralstelle Fastenopfer, Habsburgerstraße 44, 6002 Luzern. Zusätzliche Auskünfte erhalten Sie über Tel. 041/23 76 55 (H. Moos).

Wie Isabel Allende schreibt auch Uwe Timm über weite Strecken kolportagehaft. Der Roman liest sich nie langweilig. Er breitet viel Action aus. Für Handlungsspannung ist gesorgt. Wie Allende schreibt Timm einen eindeutigen, den Leser nie strapazierenden *Realismus*. Wie bei der Chilenin Allende gibt es auch in *Der Schlangenbaum* keine Entscheidungsproblematik. Von innen wird der Held nicht angefochten. Wagner ist nicht angekränkt von intellektueller oder nervöser Verunsicherung. Seine Schuld an der abgestorbenen Ehe und dem verhaltensgeschädigten Kind steht nicht zur Debatte. Mangelnde Gesprächsbereitschaft, Verslossenheit werden der Frau angekreidet. Der sich erinnernde (und Schuld zuweisende) Mann mag sich mit solchem Vorwurf nicht belasten. Aber eine solche

Bewußtseinsproblematik (à la Martin Walser) wäre wohl zuviel gewesen für Stoff, Thema, Strukturierung und Perspektive des Helden.

In eindringlichen Bildern zeigt Timm den Lernprozeß eines robusten Ingenieurs an einem exemplarischen Projekt der sogenannten Entwicklungshilfe. Auf unklassischem Boden fällt der Held in eine «klassische» Wahrnehmungs- und Wertungskrise. *Homo Faber* nicht als Inzestblinder, nicht als Grübler, der mit sich selbst beschäftigt ist, sondern als Techniker, der vom naiven Täter zum kritischen Beobachter und, in humorvoll-ironischer Selbstdarstellung seiner Kalamitäten, zum Warner, sogar Richter wird.
Paul Konrad Kurz, Gauting

«Als er springen sollte und nicht sprang ...»

Afrikanische Reisenotizen

17. Juni in Johannesburg: Ich bin mit dem Architekten Peter Motlana verabredet, einem Schwarzen. Er will um 11 Uhr morgens im Hotel Carlton sein, in dem ich mich einquartiert habe: ein stinkvornehmes Hotel, aber alle haben mir geraten, dort ein Zimmer zu nehmen, weil das Carlton am wenigsten unter Beobachtung steht. An diesem Morgen wollen wir in ein Township mit dem unaussprechlichen Namen Bekkarsdull fahren; Peter will mich abholen. Aber im Hotel fängt Peter erst einmal an, wie ein Verrückter herumzutelefonieren. Er hat gehört, daß in der Nähe von Bekkarsdull zwei Polizisten umgebracht worden seien; er weiß, daß Südafrikas Sicherheitskräfte an den Straßensperren wahllos jeden Mißliebigen verhaften, mitnehmen und verschwinden lassen. Seit der Verhängung des Ausnahmezustands am 12. Juni sind in Südafrika pro Woche 190 Personen verschwunden, obwohl die Regierung immer dementiert, daß in dem Land überhaupt jemand verschwindet.

Peter arbeitet in einem winzigen Architekturbüro mit einem zweiten Architekten zusammen, auch er Schwarzer. Beide müssen sie sehr vorsichtig sein – denn in dem weißen Johannesburg, diesem Möchte-gern-Manhattan Südafrikas, sind sie mit ihrem Architekturbüro nur geduldet. Deshalb ruft Peter drei, vier Bekannte an, auch die «Lady», wie sie von den Schwarzen respektvoll genannt wird, *Winnie Mandela*. Sie wäre gern mitgefahren, aber Peter hat zu viel Angst, denn dann wäre es eine große Demonstration. Wo immer Winnie Mandela auftaucht, jedesmal machen die Schwarzen ein Fest und einen Aufruhr, eine Art Mischung von Demonstration und Plebiszit daraus. Wir fahren mit dem Auto auf den Autobahnen, auf denen sich weiße Urlauber mit ihren Wagen aneinander vorbeischieben – Menschen, die noch nie einen Fuß in ein schwarzes Township gesetzt haben. Dann kommen wir an, in der in die Trostlosigkeit ausgegossenen Einförmigkeit einer solchen Schlaf- und Bretterbudenstadt.

Was den Schwarzen blüht, die sich von den smarten weißen Sicherheitskräften schnappen lassen, lese ich in den nächsten Tagen und bekomme ich gleichzeitig erzählt. Im *Kotsho-House* («Friedenshaus») komme ich in die Büroräume einer Menschenrechtsorganisation, *Black Sash* («Schwarze Schärpe»). Früher war das eine typische Strickstrumpforganisation betätigungsloser bürgerlicher Damen, die armen Negerkindern Pullover schenken wollten. Aber durch die Macht der Umstände hat die Organisation einen anderen Weg genommen; sie gehört heute zu den härtesten Gegnern der Apartheid-Regierung.

Sheena Duncan hat in ihrem Leben noch nie ängstlich den Mund gehalten. Sie erklärt uns die Stöße von hektographierten Broschüren auf ihrem Schreibtisch, hinter denen sie kaum noch hervorlugt: «*Memorandum of the suffering children in South Africa*» – sehr primitiv abgezogen, man sieht förmlich die meist älteren Frauen, die hier bei aller Bedrücktheit fröhlich ihren freiwilligen Dienst tun. Sheena erklärt uns voller Galgenhumor, mit fast dröhnender Stimme, wir müßten uns diese Bro-

schüre von ihrem Tisch «klauen». Wenn sie uns diese gäbe, könnte sie draußen zu sieben Jahren Gefängnis abgeführt werden. Galgenhumor, denn wenn die Polizisten des Sicherheitsministers Le Grange es wollten, könnten sie es sofort tun – sie müßten nur ein wenig mit der Ökonomie des Aufruhrs kalkulieren. Würde man die tapfere Sheena Duncan verhaften, gäbe es unter den Schwarzen schon so etwas wie einen kleinen Aufstand ...

Solange dieser schreiende Skandal der Diskriminierung, der offenen und heimlichen Gewalt gegen alle Schwarzen in Südafrika nicht beendet ist, kann Entwicklungspolitik und -hilfe kaum einen tieferen Sinn machen. Denn fortwährend ziehen wir Gewinne aus Südafrika und aus der Ausbeutung der Schwarzen dort. Ich lese:

«Der 16jährige Johnny Mashane aus Daveystone bei Johannesburg wurde bald nach der Verhängung des Ausnahmezustands für zwei Wochen eingesperrt. Nach seiner Entlassung wurde er für zwei Monate in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Heute kann er kaum sprechen, kann nicht mehr gehen, sondern schlurft eher, sieht Dinge und spricht zu Erscheinungen, die gar nicht existieren.»

Dazu paßt, daß mir der stellvertretende Generalsekretär des Südafrikanischen Kirchenrates, Dr. *Wolfram Kistner*, auf meine Frage nach dem Bedarf an Medizin und Ärzten antwortete, am dringendsten würden Psychiater benötigt, die sich all der jungen Schwarzen annehmen, die mit dem Leben nach einer Folterhaft nicht mehr fertig werden.

Sind wir vielleicht in der Entwicklung zurück, was das Verhältnis zu den Schwarzen angeht? Es hat ja eine Tradition der Verliebtheit in das Land der Somalis, der Kikuyus und der Zulus gegeben. Der Film «*Out of Africa*» («Jenseits von Afrika»)¹ hat Millionen in Europa den Beweis geliefert. Aber diese Welt der festgefügtten Familien- und Clanbeziehungen, voll reicher Lebenskultur, mit Traditionen des Zusammen-Lebens und des Streitschlichtens, die den mit den Somalis sympathisierenden Nomadenforscher *John M. Lewis* von einer «*Pastoral Democracy*» haben sprechen lassen² – diese Welt voller Lebens- und Kunstreichtum, der nicht geschiedenen Welten von Natur und Kultur, scheint zum Untergang verurteilt. Mit unserer Technologie helfen wir noch etwas mit, auf daß diese Welt schneller in sich zusammenbreche.

HEUTE IST diese Liebe zu Afrika (oder zur «Dritten Welt» – auch ein Begriff, den man kolonialistisch mißverstehen kann, aber es kommt darauf an, in welcher Absicht man welche Worte spricht) auch Ausdruck der Abwendung von unserer Welt und des Ekels an ihr. Der «*Striptease des Humanismus*», von dem *Jean-Paul Sartre* mit heißem Atem geschrieben hat, als ihm beim Lesen des Manifestes von *Frantz Fanon* über «Les

¹ Regie: Sydney Pollack (USA 1985). Vgl. *Tania Blixen*, Afrika, dunkel lockende Welt. Manesse-Verlag, Zürich 1986.

² Vgl. Orientierung 1983, S. 17–22, bes. S. 19 (Anm. 3).

Damnés de la Terre» die verfaulte Zukunft unserer Arroganz aufging, war nie stärker zu spüren als in diesen Jahren (Sartres berühmtes Vorwort zu Fanons Buch erschien 1961 in Paris³). Die tödlichen Ungleichheiten sind geblieben, der Protektionismus blüht, mit dem wir unsere Ohren zustopfen und um unsere Wohlstandsmärkte Schranken bauen. Die Europäische Gemeinschaft tut mit den Abkommen von Lomé (I bis III) so, als ob sie etwas täte; in Wirklichkeit baut sie weiter die Subventionsgitter um unsere überproduzierende Landwirtschaft, die auf weitere Hungerkatastrophen in Afrika oder anderswo dringend angewiesen ist: Mein Gott, wohin mit den Butter-, Getreide- und Milchpulverbergen, wenn es dieses Jahr eine gute Ernte gibt in Afrika? Hoffentlich gibt es dann eine Naturkatastrophe in Indien oder China oder im Pazifik, auf dessen vielen Inselrepubliken man jetzt die gleichen Fehler zu machen beginnt, von denen man in bezug auf Afrika sagt, man habe gelernt, sie von jetzt an zu vermeiden.

Die Apartheid ist geblieben, was sie war: ein blutend-schmerzender Pfahl im Fleisch der westlichen Welt. Die Welt wird überall langsam zur Einheitskultur der Videos, der Porno- und Gewaltfilme, aber auch der abgepackten Plastiktahrung in den Hotels und Flugzeugen, die überall in gleicher Form und Konsistenz für uns bereitsteht. Wie ein Seismograph hat der südafrikanische Schriftsteller *Breyten Breytenbach* die Welt bereist – nach seiner jahrelangen Haftzeit in den furchtbaren Verliesen des «Albino-Terrorismus» Südafrikas: «Die Welt wird grauer, glatter, weniger strukturiert. (...) Die Muster liegen fest. Da gibt es natürlich die offensichtlichen Beispiele: Digitalisierung, (...) Computerisierung des Menschlichen und seines Worts. Die Gewöhnung an ein Leben durch das Gleichgewicht des Schreckens. (...) Damit leben, daß Folter und Säuberungen sein müssen. Mundabwischen und wählen. Nach der Reparatur des Klos Polyesterhemden kaufen. Bügelfreies Denken.»⁴

Eines bleibt wahr, auch ohne große Analyse: das wahre Leben können viele nur noch in der Dritten Welt finden, aber auch nur in den Teilen, die noch in der Prä-Airconditioned-Zeit dahinleben. «Du mußt in die Dritte Welt gehen, in die andere Dimension, um Gestank und Schreien und Farbe und einem Lachen zu begegnen, wie man es in der Prä-Airconditioned-Zeit lachte (...). Um das Tödliche und den Tod Deiner Anpassung zu erfahren. Die Taubheit deiner aalglatten Haut. Auch die vage Unruhe, den heiseren Atem und die schuldige Wampe.»⁵ Ärzte und Krankenschwestern erfahren erst in der Wüste Darfur im West-Sudan oder in Hargeisa (Somalia), was der Ernst ihres Berufes ist, in dem es um Helfen und Heilen geht, um den Menschen; ahnen, was Hippokrates meinte mit seinem Eid. Sie spüren, daß sie in ihren jugendlichen Träumen einen Beruf wählten, den sie in Mitteleuropa gar nicht ausführen können, weil es den Tod nicht mehr gibt, weil es auch das Leiden nicht mehr gibt, sondern alles untergeht in all den Krankheiten, die uns unsere Überfettung, das gute Dolce vita, das zu fette Essen und die «schuldige Wampe» bereiten.

Aber diese «Prä-Airconditioned-Zeit», diese Dritte Welt der anderen Zeit und Dimension gibt es häufig nicht mehr: Gandhi warnte – teilweise vergeblich, wie wir heute wissen – schon 1928: «Gott behüte uns davor, daß Indien sich je nach westlichem Vorbild industrialisiert. Der ökonomische Imperialismus eines einzigen kleinen Insel-Königreiches (England) hält heute die Welt in Ketten. Falls eine ganze Nation von 300 Millionen Menschen den gleichen Weg gehen sollte, würde sie die Welt kahlfressen wie Heuschrecken.»⁶

³ Deutsche Übersetzung: Frantz Fanon, *Die Verdammten dieser Erde*. Vorwort von J.-P. Sartre. suhrkamp taschenbuch 668, Frankfurt 1981.

⁴ B. Breytenbach, *Schlußakte Südafrika*. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1986, S. 40.

⁵ Ebd. S. 41.

⁶ Zitiert nach dem Indieforscher *Detlef Kantowsky*, *Von Südasien lernen*. Erfahrungen in Indien und Sri Lanka. Edition Qumran im Campus-Verlag, Frankfurt 1985, S. 107f.

ICH FRAGE Entwicklungshelfer oder humanitäre Arbeiter, Siemens-Angestellte oder Diplomaten, die nach drei bis fünf Jahren aus einem Land der Dritten Welt nach Europa zurückkehren, ob sie unter den Einheimischen wirkliche Freunde haben. Das Ergebnis dieser An- und Umfrage ist bezeichnend: Nur wenige können mit dieser Frage etwas anfangen und sogar eine Antwort geben. Kurt Gerhardt war mit seiner Frau Gisela und seinen zwei Kindern drei Jahre im Niger als Leiter der Projekte des «Deutschen Entwicklungsdienstes» und hatte nur wenige Wochen nach seiner Rückkehr in das in mehrfacher Beziehung kalte Westdeutschland Besuch aus dem Niger, der die Gerhardts wieder emotional aufbaute: So viel Enthusiasmus, so viel unkalkulierte Freude an einer Wiederbegegnung gibt es gar nicht unter uns cartesisch geschulten Mitteleuropäern.

Aber die Mehrzahl derer, die ich nach einheimischen Freunden fragte, empfanden die Frage als komisch, manchmal als Zumutung. Wie kann man unter Einheimischen einen Freund haben, man kann ja schon von Glück reden, wenn man einen zuverlässigen Butler oder Chauffeur findet ... Kurt Gerhardt nennt den Grund, weshalb die meisten Experten gar keinen Freund haben können: «Die meisten Experten im Niger leben in einem schwer vorstellbaren Maß isoliert von den Afrikanern. Weiße Wohnviertel, Geschäfte, Clubs, Partys und die französische Auslandsschule bilden das Ghetto, aus dem sie nie herauskommen.» Und: «Wer sein klimatisiertes Haus verläßt, um in ein klimatisiertes Auto zu steigen, das ihn zu seinem klimatisierten Büro bringt, lebt nicht in Afrika, sondern unter einer Käseglocke. Wenn man nicht versucht, sich dem afrikanischen Leben auszusetzen, wird man es nicht begreifen. Die meisten Experten tun das nicht.»

Weil sich dieses Leben der weißen Experten-Society *neben* dem Alltag des Quartiers in der Hauptstadt, ganz ohne Beziehung dazu, abspielt, meine ich, daß es außer der großen brutalen Apartheid in Südafrika eine heimliche überall gibt. Überall ist Südafrika.

WIR SIND IMMER SCHON dabei, Aircondition nach Afrika zu bringen. Die einen – die großen Organisationen – können mit der Dampfwalze ihrer Logistik gar nichts anderes, als all diese überflüssigen Versuchen nach Afrika und anderswo hinzubringen. Wir, die kleineren Barfuß-Vereine, die sogenannten «non-governmental agencies», haben wenigstens ein schlechtes Gewissen, wenn wir den Völkern, die noch in einer glücklichen «Prä-Airconditioned-Zeit» leben, unsere «Errungenschaften» aufdrängen. Wir wollen wenigstens den Schaden nicht anrichten, den wir dann später selbst begrenzen müssen. Es ist schon so: Ein Großteil dessen, was wir mangels besserer Worte «Entwicklungshilfe» nennen, besteht in Schadensbegrenzung, in Begrenzung und Eindämmung der Schäden, die durch unsere sogenannte Hilfe verursacht wurden – unangepaßt, nicht eingewöhnt und angesprochen an Sitten und Gewohnheiten der Menschen, wie diese «Hilfe» ist. Wir tappen andauernd in die Fortschrittsfalle, die wir uns selbst immer wieder stellen.

Um ein für allemal dem Pharisäismus abzusagen, den kleine Organisationen, die Volunteers oder Bénévoles der Organisationen ohne Regierungsunterstützung gegenüber den großen Etablierten ins Feld führen: Fehler machen wir alle. Der einzige Vorteil, den die Kleinen, also die vom Schlage der «Médecins sans Frontières» oder der deutschen «Not-Ärzte», haben: Wir sind zu Eigenkorrekturen fähig, die Riesenapparate können aufgrund ihrer Ablaufordnungen und des Tarifwerkes, in dem sie erstarrt sind, gar nicht anders, als groß weiterzumachen. Wie soll ein so gewaltiges Bürogebirge wie die Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit Kleinstprojekte machen, selbst wenn sie der modernen Doktrin zufolge sie machen *will*?

Fragen wir ernsthaft die Völker, die Einheimischen, bevor wir an unsere alles entscheidende, das Überleben sichernde Arbeit gehen, bei der wir uns unbewußt oder bewußt im Gefühl unserer Europa-Überlegenheit sonnen? Fragen wir sie wirklich mit

dem Ernst und der Frömmigkeit der Frage, weil wir erst etwas für unser Vorgehen erfahren wollen? Selten, Hand aufs Herz. Wir halten das Maß an geleisteter Arbeit, mit dem sie bisher in Subsistenz-Wirtschaft überleben konnten, von vornherein für Faulheit. Dabei wäre so viel zu lernen, wenn wir die Begegnung mit Menschen und Völkern wirklich lernen könnten.

Liang Shu-Ming, geboren 1893, der letzte Konfuzianer Indiens, gab 1922 folgendes Beispiel, um das ganz verschiedene Vorgehen des Westlers und des Inders oder Chinesen verständlich zu machen – mutatis mutandis gilt das ähnlich für Afrika: «Ein Westler wird den Widerspruch zwischen seinem Bedürfnis nach Unterkunft und der äußeren Erscheinung eines halb verfallenen Hauses lösen, indem er «die Ruine» abreißt und ein neues Gebäude «hinstellt»; Chinesen würden daran gehen, das Haus sehr sorgfältig zu reparieren; ein Inder aber würde versuchen, sein Bedürfnis nach Behausung überhaupt zu überwinden.»⁷

DIE PAROLE von der «Tödlichen Hilfe» (*Brigitte Erlers*)⁸ klingt verführerisch wie eine Sirene – wie in den letzten 20 Jahren die Thesen und Manifeste der Abkoppelung überhaupt: Als ob man einen Gedanken daran verschwenden sollte, so etwas überhaupt zu denken! Verhindert doch in diesem Weltinnenraum schon das Interesse expandierender kapitalistischer Wirtschaft jede Form von Abkoppelung. Es geht darum, diejenige Form der Hilfe stark und stärker zu machen, die sich immer mehr als lernfähig und gleichberechtigt versteht mit dem, was die Hilfsbedürftigen an eigenen Gedanken und Voraussetzungen haben. Eine Form von Hilfe entwickeln, die dazu führen kann, daß Helfende und Hilfsempfänger Freunde und Partner werden. Es hat ja immer schon diese Formen von Hilfe gegeben, es gibt seit den Tagen John F. Kennedys das Peace-Corps: junge und ältere Amerikaner, die sich noch immer in großer Zahl darauf einlassen, die Lebensbedingungen von Menschen in der Dritten Welt zu teilen.

Wichtig ist weiter die demonstrative Hilfe, damit Menschen in dem Loch ihrer Verzweigung wissen, daß sie nicht allein sind. Als ich im Juni nach der Verhängung des Ausnahmezustands in Südafrika das Glück hatte, durch die Maschen des südafrikanischen Geheimdienstes bis zum Prominentenhügel und bis zum Haus von Winnie Mandela durchzukommen, als ich mit ihr zwei Stunden sprechen konnte, wußte ich: Wir müssen in diese ungesicherte und gefährliche Situation ein paar Ärzte schicken. Ärzte, die – ganz auf sich gestellt – das Risiko auf sich nehmen, von einem der brutalsten Sicherheitsapparate der Welt wenigstens eine Nacht durchgeprügelt und gequält zu werden bis hin zu Elektroschocks, die man in Südafrika freigebig verteilt. Aber das Risiko ist nichts im Vergleich zu dem, was die Schwarzen gegenüber den weißen Schergen jeden Tag eingehen: zu sterben, auf offener Straße abgeknallt zu werden wie

⁷ Zit. nach D. Kantowsky, ebd. S. 108f.

⁸ B. Erlers, *Tödliche Hilfe: Bericht von meiner letzten Dienstreise in Sachen Entwicklungshilfe*. Dreisam-Verlag, Freiburg/Br. 1985.

BEWUSSTER GLAUBEN

THEOLOGIEKURS FÜR LAIEN (TKL)

4 Jahre (8 Semester) systematische Einführung in die Hauptgebiete der katholischen Theologie durch ausgewiesene Fachtheologen. Der Kurs bietet Akademikern, Lehrern usw. eine wertvolle Ergänzung zum Fachstudium.

Abendkurse in Basel, Luzern, Zürich sowie Fernkurs mit Wochenenden und Studienwochen.

Beginn des neuen Studienjahres: Oktober 1986.

Anmeldeschluß: 15. September 1986.

Prospekte, Auskünfte und Anmeldungen: Sekretariat TKL, Neptunstraße 38, 8032 Zürich, Tel. 01/47 96 86.

die Hasen. Unsereiner wird den Aufschrei eines wirksamen Protestes der deutschen Bundesregierung «genießen», die beleidigt aufheulen wird, weil da jemand mit wertvoller weißer Haut und noch wertvollerem deutschen Paß ins Gefängnis gesteckt wurde, nur weil er geholfen hatte, medizinisch ...

MAN DARF NICHT romantisch glotzen bei der Entwicklungshilfe. Man sollte sich und andere auf Enttäuschungen vorbereiten. Es muß immer klar sein, daß wir nicht dazu da sind, Regierungen von der Letztverantwortung für ihr Volk zu entlasten. Insofern war die *Hungerkatastrophe in Äthiopien* 1984/85 ein wichtiges Lehrbeispiel. Die Regierung in Addis Abeba machte die Hilfsorganisationen für die etwa 300000 von der Dürre ausgetrockneten Toten verantwortlich. Die Helfer seien zu spät gekommen. Diesem Zynismus darf sich die Hilfsgemeinschaft nicht überlassen, da muß sie eine energische Sprache sprechen. Verantwortlich für das Überleben eines Volkes ist die eigene Regierung. Wenn diese Regierung einen sündhaft teuren Krieg gegen eigene Landesteile und Stämme weiterführen kann, anstatt alles auf die Hilfe für Verhungernde und Krepierende zu konzentrieren, und dann noch die von außen Gekommenen beschuldigen kann, dann ist etwas faul. Dann muß die Gemeinschaft der Helfenden wirklich überlegen, ob sie da noch bleiben kann.

Wenn man nicht in die Fortschrittsfalle tappt, ist Hilfe oft so bitter nötig, daß man sie für sich selbst als Bereicherung erfährt. Dann kann «fortgesetztes Engagement als Form der Solidarität und Unterstützung gewertet werden, von denen, die in Durchgangslagern und Gefängnissen sind und wenigstens etwas menschliche Anteilnahme zum Überleben brauchen». Das – wieder ein Zitat von Breytenbach, wieder zunächst auf Südafrika bezogen – ist der eigentliche Antislogan zur «Tödlichen Hilfe» Brigitte Erlers.

Dies alles ist die immer gleiche Aufgabe, hier wie draußen: die Arbeit am Ich fortzusetzen, die Kruste der Gleichgültigkeit abzutragen, unsere Unempfindlichkeit aufzugeben, in der Alternative «savoir ou guérir» (*Albert Camus*, «Die Pest») klarer und stärker zu wählen; nicht das Wissen allein, die Tat, das Helfen ist entscheidend in den Konflikten, die toben werden. Denn die Sophisten sind weiter am Werk und flüstern uns ein, daß alle Hilfe tödlich ist, daß man den Menschen oft dadurch am meisten hilft, daß man ihnen nicht hilft. Ich komme gerade aus dem Südchinesischen Meer von unserem Schiff *Cap Anamur II* zurück, auf dem wir 358 gerettete Schiffbrüchige versammelt hatten. Bei den Gesprächen mit geretteten Boat-people wird mir der kriminelle Widersinn dieser Sophistik mehr als klar. Man kann diese Menschen nur mit einem Containerschiff retten, auf das man einen Kran hebt und auf dem man sonstige Umbauten macht. Man kann sie nur retten, indem man sie rettet, nicht indem man aus Angst vor dem «Pull-factor»-Argument und Regierungseinsparungen die Hilfe erst einmal sein läßt.

Wieder und wieder habe ich unterwegs «La Chute» von Albert Camus gelesen, den Moment der Lektüre in der Realität wiedergefunden. Wir spüren, da hat er uns am Schlawittchen unserer Lüge: im Verlauf einer Reise an Bord eines Ozeandampfers. Der Buß-Richter erkennt einen schwarzen Punkt, der sich aktuell als ein Haufen Abfälle entpuppt. «Und doch war mir der Anblick unerträglich, ich hatte sogleich an einen Ertrunkenen denken müssen.» Jean-Baptiste Clamans muß an den Schrei denken, bei dem er einmal nachts an der Seine-Brücke versagt hat, als er hätte springen müssen und nicht sprang. «Ich wußte auch, daß dieser Schrei weiterhin auf Meeren und Strömen auf mich warten würde, überall dort, wo sich das bittere Wasser meiner Taufe fand. (...) Nie werden wir aus diesem riesigen Weihwasserbecken herauskommen! Horchen Sie! Hören Sie das Kreischen der unsichtbaren Seemöwen? Wenn ihr Schrei uns gilt – wozu rufen sie uns auf?»⁹

Rupert Neudeck, Troisdorf bei Köln

⁹ Albert Camus, *Gesammelte Erzählungen*. Hamburg 1966, S. 78.

TECHNIK NACH MENSCHLICHEM MASS

Am Ende des Arbeitskampfes in der Druck- und Metallindustrie 1984 um die Verkürzung der Arbeitszeit hatte ein Vertreter des Arbeitgeberverbandes gesagt: «Der eigentliche Sieger im Arbeitskampf ist die Neue Technik.»

Wenn wir von Neuer Technik reden, dann sind im weiteren Sinn die Mikroelektronik, die Biotechnik und die Solartechnik gemeint. Unter Neuer Technik im engeren Sinn wird die Mikroelektronik verstanden, auf die wir uns im folgenden beschränken. Diese Neue Technik ist überall anwendbar, wo es etwas zu regeln, zu steuern, zu messen und zu speichern gibt.

In die Fabrik sind die NC-Maschinen und NC-Transfer-Werkzeuge (NC = Numerically Controlled, bezogen auf automatisch betriebene Werkzeugmaschinen) eingezogen. Weitere Schritte der Technikanwendung sind rechnergestützte Fertigung, Konstruktion, Planung und Kontrolle des Betriebsablaufs, Lagerung und Lieferung von Werkstoffen, Handhabungsmaschinen mit eigenem Fahrwerk, eigener Energiequelle sowie eigenen Tast-, Sicht- und Sprachsensoren.

Ins Büro sind Textverarbeitungsgeräte und Personalcomputer eingezogen, deren Leistungsfähigkeit sich außerordentlich steigern läßt, wenn sie miteinander vernetzt und an die Geräte der Telekommunikation angeschlossen werden.

Den elektronischen Haushalt wird die Kombination von Telefon, Personalcomputer und Bildschirm prägen, währenddessen die Infrastruktur der Telekommunikation ausgebaut, die analogen Kupferkabel durch digitale Glasfasern abgelöst und die Breitbandkabel durch Satelliten ergänzt sind.

Was ist revolutionär an der Neuen Technik? Aus der Geschichte der menschlichen, gesellschaftlich organisierten Arbeit läßt sich eine Tendenz ablesen, daß nämlich menschliche Fähigkeiten und Fertigkeiten in zunehmendem Maß ausgelagert werden – zunächst die menschlichen Hände in Handwerkzeuge, dann die Muskelkraft in Antriebsaggregate (Dampfmaschine, Elektromotor) und nun eine Form menschlicher Intelligenz in Computersysteme. Während die erste industrielle Revolution auf der Ebene der Materie und Energie stattfand, erfaßt die zweite industrielle Revolution die Ebene der Intelligenz, sofern sie durch Sinneswahrnehmungen und denknerische Operationen wie Planung und Steuerung gekennzeichnet ist. Information wird zum beherrschenden Produktionsmittel und Arbeitsfeld sowie zur vorrangigen Massenware; sie charakterisiert die zukünftige Gesellschaft im Vorgriff als Informationsgesellschaft.

Absehbare Auswirkungen auf die Arbeitswelt

Nicht wenige Menschen empfinden die angenehmen Seiten der Neuen Technik: Schmutzige, anstrengende und monotone Arbeit, langweiliges Abschreiben und zeitraubendes Suchen werden überflüssig. Einschneidende Verkürzungen der Erwerbsarbeitszeit bei vollem Lohnausgleich oder individuelle Arbeitszeitgestaltung und persönliche Zeitsouveränität sind für alle erreichbar. Mehr und mehr wird die Neue Technik als ein beherrschbares und die Intelligenz des Menschen herausforderndes Arbeitsinstrument entdeckt.

Andererseits spüren nicht wenige Menschen, wie die Neue Technik die Arbeitsbelastung in eine psychomentele Richtung verschiebt. Das Tempo, die Präzision und die Konzentration der Arbeit haben sich eher erhöht als verringert. Bei der Eingabe, Auswahl und Verarbeitung von Daten wird man extrem einseitig gefordert und in der sensumotorischen, emotionalen und kommunikativen Wahrnehmungsfähigkeit stark beeinträchtigt.

Die Neue Technik wird das Volumen der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit radikal verringern. Wenn in den letzten 80 Jahren die herkömmliche Technik das Volumen der Erwerbsarbeitszeit halbiert hat, wird die Neue Technik diesen Trend beschleunigen. Dennoch wird die Meinung vertreten,

daß man von einer technikbedingten Arbeitslosigkeit nicht sprechen könne, weil die Zuwachsraten der Arbeitsproduktivität in den letzten Jahren nicht gestiegen seien, die Wirtschaftssektoren mit hoher Arbeitsproduktivität auch zugleich hohe Beschäftigungszuwächse aufwiesen und die Neue Technik zwar Arbeitskräfte freisetze, aber auch neue Arbeitsplätze schaffe.

Nun lassen sich Freisetzungseffekte kaum eindeutig der Nachfrageschwäche oder dem Produktivitätszuwachs zuordnen. Außerdem haben Unternehmensleitungen in schrumpfenden Branchen vermutlich nur behutsam den Personalbestand abgebaut. Betriebliche Umsetzungen und fiktive Einsparungen sowie das Vertrauen auf die natürliche Fluktuation sind auch weniger kostspielig als massive Entlassungen. Zweifellos werden bei der Einführung der Neuen Technik erst einmal zusätzliche Arbeitskräfte, insbesondere Informationsarbeiter, benötigt, doch die ursprünglichen Zuwachsraten schwächen sich mit der Zeit ab. Von Technikern wird häufig ein Beschäftigungssaldo von 4:1 genannt – der Einsatz der Neuen Technik macht vier Arbeitsplätze überflüssig, schafft aber einen neuen; dies Verhältnis gilt indessen nur, wenn auf der Nachfrageseite keine Veränderungen erfolgen.

Welchen Einfluß die Neue Technik auf die berufliche Qualifikationsstruktur ausüben wird, läßt sich nicht unabhängig von der Nachfrageentwicklung aussagen. Eine allgemeine Dequalifizierung ist ebenso unwahrscheinlich wie eine allgemeine Transformation der beruflichen Qualifikationen nach oben, weil angeblich die Neue Technik die Intelligenz des Menschen nicht ersetze, sondern verstärke, den Schwerpunkt von der Handarbeit zur Kopfarbeit, vom Lebensberuf zu beruflichen Tätigkeiten verlagere, Mensch und Maschine auf hohem Niveau und in angereicherten Tätigkeitsfeldern kombiniere und insbesondere Erwerbstätige mit extrafunktionalen Fähigkeiten verlange. Wahrscheinlicher ist eine Art Polarisierung, indem sich das Feld der mittleren Qualifikationen zwischen den Hochqualifizierten und den Nichtqualifizierten mehr und mehr verflüchtigt.

Jedenfalls wird die Neue Technik erhebliche Differenzierungs- und Spaltungsprozesse in der Arbeitswelt auslösen. Arbeitsplätze und Organisationsstrukturen lassen sich derart verändern, daß die abhängig Beschäftigten nur noch schwer durch ein gemeinsames Merkmal definiert werden können; erst recht werden überlieferte Abgrenzungen wie Arbeiter, Angestellte und Beamte durch die neuen Differenzierungsprozesse eingeebnet. Außerdem ist nicht auszuschließen, daß differenzierte und am Ende völlig individualisierte Arbeitsverhältnisse den kollektiv-rechtlichen Schutz der Tarifverträge auflockern und den einzelnen Arbeitnehmer schutzlos dem von staatlichen Regeln entfesselten Arbeitgeber gegenüberstellen.

Die Neue Technik mag schließlich das Auseinanderbrechen der Belegschaften in einen Stamm von Fachkräften mit interessanten Arbeiten und Randgruppen, die während der Phasen der Spitzenbelastung eingesetzt werden können, bewirken. Die einen sichern sich einen Vollerwerbsplatz, den anderen wird Teilzeitarbeit zudiktiert. Die einen verfügen souverän und flexibel über ihre Arbeitszeit, die anderen werden entsprechend den betrieblichen Anforderungen abgerufen. Die einen können sich Mitbestimmungsrechte und gewerkschaftliche Interessenvertretung sichern, die anderen werden aus dem wirtschaftlichen Entscheidungsprozeß ausgegrenzt und zu ehrenamtlichen Tätigkeiten abgestellt.

Die Neue Technik revolutioniert nicht nur die Arbeitswelt, sondern mehr noch die Gesellschaft. Denn sie ist nicht nur ein Arbeitsinstrument, sondern mehr noch ein gesellschaftliches Medium. Über die Arbeitswelt wird sie die Industriegesellschaft in eine Informationsgesellschaft umwandeln – mit der Information als beherrschendem Produktionsmittel, Arbeitsfeld und Massenkonsumartikel.

Wenn in der Zentrale eines transnationalen Chemiekonzerns täglich bis zur Mittagszeit ungefähr 17000 Informationen aus aller Welt z.B. über wissenschaftliche Entdeckungen, Wechselkursveränderungen oder politische Entscheidungen gesammelt, aufbereitet und gespeichert werden, sind der Informationsgewinn bzw. Informationsvorsprung leicht in wirtschaftliche Macht umsetzbar.

Die Konzentration wirtschaftlicher Macht durch Informationsgewinn wird in politische Macht überführt, wenn personenbezogene Daten am Arbeitsplatz gespeichert, mit anderswo gewonnenen vernetzt und schließlich im Bedarfsfall nach Belieben benutzt werden. Gebündelte Informationssysteme verlangen aufwendige Sicherungsvorkehrungen, die äußerst verletzbar sind und die Abhängigkeit des einzelnen von zentralen Versorgungseinrichtungen eher noch vergrößern.

Wenn integrierte Kommunikationssysteme die Fähigkeit des Menschen zu unmittelbarem Erleben und kreativer Lebensgestaltung verkümmern lassen, wird die Gesellschaft einen schizoiden Charakter annehmen: Kommunikationssysteme, die durch die Neue Technik aufgebaut wurden und eine eigene Wahrnehmungsweise und Logik entwickeln, koppeln sich von der alltäglichen realen Arbeits- und Lebenswelt ab und haben mit dieser kaum noch etwas zu tun.

Die Neue Technik ist nicht neutral: wie reagieren?

Wie soll man auf die sichtbaren und zu erwartenden Auswirkungen der Neuen Technik reagieren? Revolutionäre Veränderungen in der Arbeitswelt lösen bei den Betroffenen berechtigte Unruhe und Unsicherheit aus. So ist passiver Widerstand gegen die Neue Technik eine verständliche Reaktion, wenngleich in der öffentlichen Diskussion die Erinnerung an die sogenannten Maschinenstürmer unberechtigt hochgespielt worden ist. Denn eine undifferenzierte Technikfeindlichkeit – eventuell mit dem Willen verbunden, in eine vorindustrielle Zeit zurückzukehren – hat es unter den Arbeitnehmern nie gegeben. Handgreiflicher Protest galt immer nur einer Technik, die elementare Interessen der abhängig Beschäftigten grob mißachtete. Entsprechend differenziert bejahen heute Betriebsräte und Gewerkschaften die Neue Technik, insofern sie die Arbeitsbedingungen verbessert und Arbeitsplätze sichert. Je mehr bei der Entwicklung und Anwendung der Neuen Technik die sozialen Interessen der Arbeitnehmer berücksichtigt werden, um so geringer sind erwiesenermaßen die Akzeptanzprobleme.

Eine andere verständliche Reaktion ist das blinde Vertrauen auf die Neue Technik einfach deshalb, weil sie neu ist. Die Faszination der Neuen Technik – so heißt es – liege darin, daß ein überzeitliches Entwicklungsgesetz dem Menschen die Logik einer künstlichen Intelligenz gerade in dem Moment diktiert, da er die Grenzen seiner eigenen Intelligenz erkennt.

Noch bedenklicher als diese Einstellung ist die Verdrängung negativer sozialer und kultureller Technikfolgen oder das verbissene Festhalten an einer Technik, die sich bereits nach kurzer Zeit als überholt oder gefährlich erweist.

Häufig wird auch mit der internationalen Wettbewerbssituation ein sogenannter technischer Sachzwang begründet.

Die Vorstellung sogenannter technischer Sachzwänge findet in der Öffentlichkeit breite, wenngleich oft unkritische Zustimmung. Technik, so heißt es, sei nichts anderes als die Nachahmung und Nutzung jener Gesetzmäßigkeiten, die der Natur abgelauscht sind. Ebensowenig wie die Gesetze der Schwerkraft aufgehoben werden, so daß das Wasser den Berg hinauffließt, könnten technische Zusammenhänge in Frage gestellt werden. Zumindest müsse der Bereich der Technikentwicklung von dem der Technikanwendung scharf getrennt werden; während die Technikanwendung gesellschaftlichen und politischen Interessen unterliegt, bleibe die Technikentwicklung wertneutral.

Doch fällt die Neue Technik nicht vom Himmel, entspringt nicht zufällig der Natur und wird nicht im luftleeren Raum,

d.h. im gesellschaftlichen Vakuum entworfen, sondern im Kontext gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Auch die Trennung von Technikentwicklung und Technikanwendung ist fragwürdig. Denn das Problembewußtsein, die Problemformulierung, die Suche nach Problemlösungen, die Auswahl von Verfahren, die Weiterverfolgung von Entwicklungspfaden sowie die Präsentation von Lösungen wird immer durch Alternativentscheidungen und damit Wertentscheidungen markiert, die aus dem gesellschaftlichen und politischen Kontext nicht herauszulösen sind.

Das Beharren auf vermeintlichen technischen Sachzwängen verschleiert also den gesellschaftlichen Zusammenhang, in den die Entwicklung und die Anwendung der Neuen Technik eingebettet sind. Technik ist vom Menschen gemacht, sie dient den Interessen derer, die sie entwickeln und anwenden. Wer fällt die Entscheidungen über die Neue Technik? Wer hat die Macht bzw. das Recht, solche Entscheidungen zu fällen? Wer ist positiv oder negativ von solchen Entscheidungen betroffen? Wer hat Zugang und Verfügungsmacht über gesellschaftlich bedeutsame Informationen?

Diese Fragen nachdrücklich zu stellen, wird durch folgende Einsichten nahegelegt:

- ▶ Entwicklung und Anwendung der Neuen Technik ist das Ergebnis menschlicher Entscheidungen.
- ▶ Entscheiden bedeutet zwischen alternativen Handlungsmöglichkeiten wählen und sich in dieser Wahl selbst festlegen. Eine solche Entscheidung unterstellt die Neue Technik einer kritischen Güterabwägung, vergleicht Vor- und Nachteile, Kosten und Erträge der Neuen Technik.
- ▶ Probleme der Neuen Technik sind Probleme gesellschaftlicher Entscheidungsprozesse.

Entscheidungsträger und Entscheidungsmaßstäbe

Über Entwicklung und Anwendung der Neuen Technik entscheiden unmittelbar diejenigen, die bereits über die alte Technik entschieden haben: die Eigentümer der Produktionsmittel bzw. die in ihrem Auftrag darüber verfügen. Mittelbare Vorentscheidungen sind bei den Managern der Großunternehmen und Großbanken gebündelt, denen die Repräsentanten der Wirtschaftsverbände, die Spitzenbeamten der bürokratischen Verwaltung sowie die wissenschaftlichen Fachkräfte der Grundlagen- und Auftragsforschung an den Hochschulen, die institutionell und finanziell mehr oder weniger mit dem Staat bzw. der Wirtschaft verflochten ist, zugerechnet werden müssen. Ein Komplex von Konzernmanagern, Verbandsfunktionären, Verwaltungsbeamten und Professoren fällt also die gesellschaftliche Entscheidung über die Neue Technik.

Der Entscheidungsmaßstab für die Entwicklung und Anwendung der Neuen Technik ist kein anderer als der für die alte Technik: deren Vermarktung. Techniken, die einen individuellen und massenhaften Nachfrageschub auslösen, die einen Systemverbund bilden und deren Infrastruktur durch den Staat bereitgestellt wird, sind ökonomisch interessant. Techniken, die die Arbeitskosten senken, den Informationsstand verbessern und flexible Anpassungen gestatten, setzen sich durch. Techniken, die dem einzelwirtschaftlichen Rentabilitätskriterium entsprechen, sind erfolgreich. So ist die Autotechnik (samt Technik des Straßenbaus, der Autobahn, der Parkhäuser und Tiefgaragen, der Unter- und Überführungen sowie der Umgehungsstraßen) in erster Linie die Technik der Autoindustrie; sie klammert die gesellschaftlichen Folgeschäden des steigenden Landschaftsverbrauchs, der Lärm- und Abgasbelastung, der Zerstörung der Wohnumwelt, ganzer Stadtteile und der natürlichen Umwelt, jährlich Tausender von Unfalltoten und Hunderttausender behinderter Menschen, des täglichen Pendelns und der touristischen Erschließung von Naherholungs- und Feriengebieten aus. Ebenso ist die Mikroelektronik vorrangig die Technik der Privatindustrie: Die finanziellen Ko-

sten der Freisetzung von Arbeitskräften werden der Bundesanstalt für Arbeit, letztlich dem Staat aufgehalst. Und schließlich ist die medizinische Technik und die Technik der Grünen Revolution weitgehend die Technik der Chemiekonzerne.

Personale, soziale und ökologische Interessen der Menschen

Entwicklung und Anwendung der Neuen Technik im Interesse der arbeitenden Menschen verlangen einen Wechsel der Entscheidungsträger und Entscheidungsmaßstäbe. Das Verlangen nach einem Wechsel der Entscheidungsträger wird begründet mit der demokratischen Vorentscheidung, daß diejenigen, die von Entscheidungen betroffen sind, diese Entscheidungen mitverantworten, an der Vorbereitung und Durchführung sowie an den Entscheidungen selbst beteiligt werden sollen.

Diese Vorentscheidung zielt langfristig auf die Umformung der kapitalistischen Unternehmensstruktur in eine mitarbeiterorientierte Unternehmensverfassung, die das Unternehmen in erster Linie als Zusammenschluß von Personen begreift und die Leitungskompetenz der Manager vorrangig aus dem gemeinsamen Interesse der Belegschaft ableitet. Dann nämlich brauchen die Betriebsräte nicht lediglich den technischen Veränderungen im Betrieb mit hängender Zunge hinterherzulaufen, um extreme soziale Folgeschäden bei ihren Kolleginnen und Kollegen abzufedern, sondern können die Schaltstellen technischer Veränderungen im Betrieb und Unternehmen mitbesetzen und werden so in die Lage versetzt, die Vorstellungen der Belegschaft von Anfang an in den unternehmerischen Entscheidungsprozeß über die Neue Technik einfließen zu lassen.

Diese wirtschaftsdemokratische Vorentscheidung zielt mittelfristig auf eine Novellierung des Betriebsverfassungs- und Personalvertretungsgesetzes, die den Arbeitnehmern am Arbeitsplatz und im Betrieb größere Mitwirkungs- und Mitbestimmungsrechte einräumt. Sie zielt gleichfalls darauf ab, die grundlegenden gesamtwirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entscheidungsprozesse nicht nur über die Technikanwendung, sondern mehr noch über die Leitlinien der Technikentwicklung zu beeinflussen und eine Art konzertierter Aktion des gesellschaftlichen Technik-Dialogs unter Einschluß der Produzen-

ten, der Politiker und Wissenschaftler wiederzubeleben, wobei diese gesellschaftliche Entscheidungsebene und die eben erwähnte betriebliche/unternehmerische Mitwirkungsebene wechselseitig rückzukoppeln sind.

Ein Wechsel der Entscheidungsmaßstäbe wird dem Vorrang der Arbeit vor dem Kapital mehr Geltung verschaffen und die Neue Technik mehr an die personalen, sozialen und ökologischen Interessen der Menschen anpassen.

Eine solche Technik nach menschlichem Maß ist in der Lage, die Organisations-, Informations- und Kommunikationsprobleme einer radikal verkürzten Erwerbsarbeitszeit zu bewältigen. Sie kann leicht die Informationen bereitstellen, die für eine menschengerechte Gestaltung des Arbeitsvollzugs und der Arbeitsorganisation sowie für demokratische, dezentrale Entscheidungsprozesse erforderlich sind. Sie vermag technische und menschliche Intelligenz miteinander zu kombinieren und an die Stelle einer zentralen Produktionssteuerung durch Experten die Werkstattprogrammierung durch Facharbeiter zu setzen, deren Arbeitsinhalte umfassend und abwechslungsreich gestaltet bleiben. Sie wird weniger den Menschen am Arbeitsplatz isolieren, als vielmehr wechselnde Kommunikation und flexible Abstimmungen zulassen. Sie wird die Schichtarbeit nicht ausweiten, sondern belastende Arbeitsbedingungen und gesundheitliche Gefährdungen abbauen.

Sie wird dem einzelnen Arbeitnehmer/der einzelnen Arbeitnehmerin eine größere Souveränität in der Gestaltung seines/ihrer Zeitbudgets ermöglichen, ihn/sie aber gleichzeitig unter den Schutz kollektivvertraglicher Regelungen gestellt lassen und ihn/sie gegen eine rein kapazitätsorientierte Personalpolitik abschirmen. Sie wird weniger eine totale Mobilität und damit den Abschied von Freundschaft, Partnerschaft und Familie erzwingen, als vielmehr die Menschen dort an das Wirtschaftssystem anbinden, wo sie daheim sind. Sie wird weniger die überlieferten Rollenklischees geschlechtsgebundener Arbeitsteilung zementieren, als vielmehr eine faire Verteilung der Erwerbsarbeit, Hausarbeit, Beziehungs- und Erziehungsarbeit zwischen Männern und Frauen gewährleisten.

Friedhelm Hengsbach, Frankfurt

Volk Gottes auf der Suche nach dem Verheißenen Land

Die kirchlichen Basisgemeinden Brasiliens feierten vom 21. bis 25. Juli in Trindade (Staat Goiás) ihr *sechstes Nationaltreffen*. Es stand unter dem Thema «Volk Gottes auf der Suche nach dem Verheißenen Land». Aus den vierzehn Pastoralregionen hatten sich diesmal¹ 1300 Vertreter der Kirchlichen Basisgemeinden (KBG), allesamt kleine Leute, zusammengefunden. Hinzu kamen – neben 35 Beobachtern aus Brasilien – noch an die 90 Beobachter aus der christlichen Ökumene: 56 aus nahezu allen lateinamerikanischen Ländern, zehn aus Europa und sieben aus Afrika und Asien sowie 16 Repräsentanten evangelischer Kirchen, einschließlich des Weltkirchenrates. Nicht zu übersehen waren die zehn Delegierten der indianischen Völker. Unter den dreißig Beratern aus Sozialwissenschaft, Publizistik, Pastoral und Theologie wurde Leonardo Boff mit besonderem

Beifall bedacht. Gut fünfzig brasilianische Bischöfe – zuzüglich des niederländischen Kardinals Adrian Simonis und der Bischöfe Luigi Bettazzi aus dem italienischen Ivrea und Nicolini aus Uruguay – hatten den Weg in die Sporthalle des zentralbrasilianischen Wallfahrtsortes Trindade gefunden; weitere 39 Bischöfe mußten sich die Reise versagen, weil ihre Teilnahme der hierarchischen Präsenz ein ungehörliches Gewicht verliehen hätte. Insgesamt fanden sich 1700 Menschen zusammen: zu Gespräch und Gesang, zu Gebet und Gelage (Mahlzeiten im roten Staub der brasilianischen Erde), zu Diskussion und szenischem Spiel, zu Reflexion und Feier, zu Liturgie und Begegnung.²

Das Geschehen: «Wie die ganze Kirche zu sein hat»

Eröffnet wird die Versammlung am Abend des 21. Juli 1986 durch den Erzbischof der Erzdiözese Goiânia, zu der Trindade gehört: Dom *Antônio Ribeiro de Oliveira*. Dieser begrüßt die Teilnehmer aus den vierzehn Pastoralregionen der Brasilianischen Bischofskonferenz, die Beobachter aus Lateinamerika –

¹ Vgl. die Berichte von Leonardo Boff über das vierte und fünfte Nationaltreffen (1981 in Itaici und 1983 in Canindé) in *Orientierung* 1981, S. 126–129, und 1983, S. 184–187. Im Beitrag von 1981 wird eingangs ein Überblick über die vorausgegangenen ersten drei Nationaltreffen in Vitória (1975 und 1976) und João Pessoa (1978) geboten. Charakteristisch für das diesjährige Treffen war ein Lied, das vor einigen Jahren im ausgedörrten Nordostbrasilien (im Landstädtchen Crateús) entstand und seither im ganzen weiten Brasilien unter den Gruppen bekannt wurde. Mit ihrem wiegenden Baiao-Samba-Rhythmus verband die Melodie alle zu einer singenden, feiernden und tanzenden Gemeinde. Vgl. die deutsche Erstveröffentlichung unter dem Titel «Samba der neuen Gemeinde des Herrn. Lied aus den Jugendgruppen brasilianischer Basisgemeinden», in: Horst Goldstein, Hrsg., *Tage zwischen Tod und Auferstehung. Geistliches Tagebuch aus Lateinamerika*. Düsseldorf (Patmos) 1984, S. 126f.

² In Vorbereitung auf Trindade wurden seitens der Exekutivkommission des Treffens wie auch von der Pastoralregion «Mittlerer Westen» (Goiás und Bundesdistrikt) und «Äußerster Westen» (Mato Grosso und Mato Grosso do Sul) verschiedene volkstümliche Broschüren herausgegeben. Dankenswerterweise hat die Bischöfliche Aktion ADVENIAT die erste dieser Schriften unter dem Titel «Kirchliche Basisgemeinschaft: Eine neue Art und Weise, Kirche zu sein» in deutscher Übersetzung zugänglich gemacht. Zu beziehen bei: ADVENIAT, Bernestraße 5, D-4300 Essen 1.

unter besonderem Beifall für die anwesenden Nikaraguaner –, Nordamerika, Europa, Afrika und Asien sowie die teilnehmenden Bischöfe aus dem In- und Ausland. Sodann verliest er ein an ihn gerichtetes Telegramm aus Rom von Kardinal-Staatssekretär *Casaroli*: «Gemäß ihm vorgetragener Bitte erflieht Heiliger Vater über Teilnehmer am sechsten Treffen kirchlicher Basisgemeinden in Trindade in dieser Erzdiözese Beistand und göttliche Lichter für guten Erfolg, damit KBG in Brasilien ihrem Auftrag, durch Teilen und in Christus brüderliches Verhalten Raum der Liebe zu sein, treu bleiben – treu bleiben ihrer Identität durch die Bindung an ihre Bischöfe Kirche zu sein, sich zu Werkstätten christlicher Bildung zu entwickeln und sich ganz vom – im Sinne des Lehramtes gelesenen – Evangelium durchdringen zu lassen, im ständigen Dienst an allen Menschen, in nichtausschließlicher Option für die Armen, als Beitrag zu einer menschlicheren Gesellschaft und durch die Gestaltung aller Dinge in der Kraft Christi. Mit erbetenem apostolischem Segen. Kardinal Casaroli.»

Durch die Menge hindurch werden sodann die Osterkerze, die Bibel, eine Statue Unserer Lieben Frau von Aparecida und ein aus dem Holz eines Hauses, aus dem seine Bewohner vertrieben wurden, gezimmertes Kreuz nach vorne getragen – die Osterkerze als Zeichen des Sieges des auferstandenen Herrn, die Bibel als wirksame Anwesenheit seines Wortes, das Bild der schwarzen Mutter Gottes von Aparecida (Wallfahrtsort im Staat São Paulo) als Trost für alle, die – von Leid geschlagen – des Trostes bedürfen, und das Kreuz als Ausdruck der Gemeinschaft mit dem leidenden und getöteten Herrn Jesus. Aus den vierzehn Regionen Brasiliens wird dann ein Quantum Erde in ein gemeinsames Gefäß gegeben und dort vermengt, in der Hoffnung, daß durch die Arbeit, das Leiden und das Hoffen all dieser Männer und Frauen ein neues Land und eine neue Erde entstehen, auf denen in Frieden und Gerechtigkeit der Herr selbst unter seinen Söhnen und Töchtern, seinen Brüdern und Schwestern wohnen kann.

In Prozession bewegt sich die Versammlung bergaufwärts in die Wallfahrtskirche zu einem szenisch gestalteten Gottesdienst. Dort begrüßt ein riesiges Transparent die Beter: «Die heiligste Dreifaltigkeit ist die beste Gemeinschaft.» Wer von diesen Kleinen sollte wohl an der Wahrheit dieses Satzes zweifeln?

Der erste Arbeitstag (22. Juli 1986) steht unter dem Motto: «Die neue Art und Weise, wie die ganze Kirche zu sein hat.» Beim Morgengebet, das von Frauen (schwarzen Arbeiterinnen, dunkelhäutigen Hausbediensteten und ehemaligen Prostituierten), Zuckerrohrschneidern (am 11. Juli sind erst wieder in Leme – Staat São Paulo – zwei Zuckerrohrschneider ermordet worden), Fischern, besitzlosen Kleinbauern und Arbeitern gestaltet wird, gibt eine Frau – Laiin, Schwarze, Mutter und Hausfrau – den Segen. Und wieder erklingt es: «Jung sind wir und wollen Gemeinschaft – Volk als Samen einer neuen Nation! Jung sind wir und leben die Liebe, sind Gemeinde und Volk des Herrn.»

Das Generalthema des Tages wird in vier morgendlichen «Plenarien» in vier Einzelaspekte aufgeschlüsselt: 1. «Identität und Auftrag der KBG», 2. «Glaube und Politik», 3. «Befreiende Spiritualität der KBG und Bibel» und 4. «KBG, Hierarchie und Ämter». Die Diskussion verläuft nach einem strammen Schema: fünf Minuten Austausch mit der Person, die einem in einer Doppelschlange gegenüber sitzt; dann weiterrücken, dreimal; eine Stunde Gespräch in einem Kreis von 15 Personen; schließlich Gesamtrunde des Plenariums. Immer kreist es um konkrete Erfahrungen. So etwa in dem Plenarium «KBG, Hierarchie und Ämter». Hier lauten die Arbeitsaufträge: Wie überwinden die KBG Mißverständnisse und Spannungen in der Kirche?, und: Wie tragen die neuen Dienste zum Entstehen der neuen Art und Weise, Kirche zu sein, bei? «Was meint (Dienste) bzw. (Ämter)?», will jemand wissen. Man findet: «Natürlich nicht allein die herkömmlichen Funktionen wie Katechese und Kommuniondienst, sondern auch das Engagement eines KBG-Mitgliedes in einer politischen Partei oder in der Gewerkschaft, in einem Gesundheits- oder Bildungswerk oder im Einsatz für die Menschenrechte. Man kommt zu der Meinung, zwischen Binnen- und Außenämtern unterscheiden zu sollen, die freilich alle

Funktionen derselben Gemeinde seien und zum Wachstum derselben Gemeinde beitragen müßten. Gewiß, heißt es, mangle es nicht an Schwierigkeiten mit einzelnen Pfarrern und Bischöfen. Insgesamt aber sind sich die Teilnehmer des Herausforderungscharakters des heutigen Themas bewußt: «Die neue Art und Weise, wie die ganze Kirche zu sein hat». Es geht darum, daß die Kirche der Kleinen, Zukurzgekommenen und Armen ein lebendiger Aufruf an die ganze Kirche sein will, sich zum armen Jesus der Kenosis und des Dienstes an der Welt zu bekehren. Essentiell dabei ist, daß diese Kirche der Armen nicht nur aus den Laien an der Basis besteht, sondern gleichfalls aus Priestern und Bischöfen, einschließlich der Brasilianischen Bischofskonferenz (CNBB), insofern sich alle in einer Gemeinschaft des Glaubens und des Handelns, des Hoffens und des Sich-Erinnerns, des Liebens und des konkreten Lebens mit den Armen wissen. So verstanden, sind die KBG – nach einem Wort von Paul VI., an das Dom *Luis Fernandes*, Bischof von Campina Grande (Staat Paraíba) und einer der größten Förderer der Basisgemeinschaften, erinnert – «eine Hoffnung für die universale Kirche» (Evangelii Nuntiandi).

Der Kampf für eine neue Gesellschaft

Beeindruckend, wenn für manch einen europäischen Beobachter vielleicht aber auch ein wenig zu direkt, die Bußfeier am Abend. Barfuß zieht die Menge durch den Staub und über Steine zu einem mächtigen Feuer. Auf Wandzeitungen geschriebene «Sünden» werden verbrannt. Wer sich noch anderer Schulden bewußt ist, nennt sie laut und wirft sie mit geballter Faust symbolisch gleichfalls ins Feuer. Man bittet den Nachbarn um Vergebung und zeichnet einander zur Versöhnung ein Kreuz auf die Stirn.

«Kampf für eine neue Gesellschaft» ist der zweite Tag (23. Juli 1986) überschrieben. Das Morgengebet hat die Gestalt einer Solidaritätsbekundung mit der Weltkirche. Vertreter aus 23 Ländern werden auf das Podium geladen. Mit großem Beifall nehmen die Teilnehmer die Botschaft entgegen, die der niederländische Kardinal Adrian Simonis selber in portugiesischer Sprache vorträgt:

«Ihnen allen möchte ich in großer Schlichtheit sagen: Es ist erstens eine große Freude für mich, unter Ihnen sein und einen so dichten Augenblick des Lebens der Kirche erfahren zu können. Ich bin aus dem fernen Holland gekommen, um mit Ihnen denselben Glauben, dieselbe Hoffnung und dieselbe Liebe zu teilen, die uns in Jesus Christus miteinander verbinden. Zweitens: Wenn Holland zum Zustandekommen dieses Treffens hat beitragen können¹, und wenn unser Land zahlreiche Ordensleute nach Brasilien geschickt hat, die mit Ihnen an der Ausbreitung des Reiches Gottes arbeiten, dann erhalten wir jetzt das Beispiel dieser Gemeinden zurück, die so voller Leben und brüderlicher Solidarität sind. Könnten in unseren holländischen Kirchen doch auch pfarreiliche Gruppen entstehen, die eine im Glauben wirksame Liebe leben wie Sie! Aufgrund der Erfahrung dieser Tage scheint mir drittens, daß Sie auf einem guten Weg sind. Ich sehe, daß diese Art und Weise, Kirche zu sein, sowohl einem kirchlichen Glauben als auch dem Wort Gottes, wie es von der Kirche verdeutlicht wird, entspringt. Ich hoffe, daß Sie diesen Weg weitergehen und noch viele echte kirchliche Gemeinden gründen können. Seien Sie dort, wo Sie leben, das kritische Gewissen! Mit dem Licht des Wortes Gottes mögen Sie die Ereignisse des Lebens erleuchten und evangeliumsgemäße Lösungen für die täglichen Probleme suchen. Brasilien, das ja ein «Land Gottes» ist, muß auch ein Land von Brüdern und Schwestern werden! Ich wünsche mir, daß Ihre Arbeit jedem Bruder hilft, seine Würde als Person und als Kind Gottes wieder zu entdecken und daß alle denselben Glauben, dieselbe Hoffnung und dieselbe Liebe wie auch die gleichen Chancen haben.»

¹ In diesem Zusammenhang braucht nicht verschwiegen zu werden (was in Trindade von Verantwortlichen auch offen angesprochen wurde), daß auch bundesdeutsche Christen über die Bischöfliche Aktion ADVENIAT zumindest mittelbar zu dem Treffen beigetragen haben. So half ADVENIAT etwa über die regelmäßige Bezuschussung der Pastoralregionen bei den Reisekosten der Delegierten (zu diesem Nationaltreffen ebenso wie zu zahlreichen Regional-, Diözesan- und Pfarrbegegnungen von Basisgemeinden).

In vier «Plenarien» wird sodann das Tagesthema «Kampf für eine neue Gesellschaft» erörtert. Im Blick auf die für den 15. November 1986 vorgesehene Wahl zu einer Verfassungsgebenden Versammlung in Brasilien ist vor allem das erste Unterthema wichtig: «Verfassungsgebende Versammlung des Volkes und neue Verfassung». In den drei weiteren «Plenarien» geht es um 1. «Volksbewegungen und besondere Kämpfe (Frauen, Schwarze und Indianer)», 2. «Politisches Projekt des Volkes» und 3. «Welt des Arbeiters und Gewerkschaftsbewegung». Zum Verständnis des Tagesthemas ist es wichtig zu wissen, daß rund die Hälfte der Teilnehmer in irgendeiner Volksbewegung engagiert sind: in Bewegungen von Landarbeitern ohne eigenen Grund und Boden, in Gewerkschaften, in Stadtteilorganisationen, in Gesundheits- und Bildungsgruppen sowie in politischen Parteien, bei denen die von *Luis Inácio da Silva* (genannt *Lula*) geführte basisdemokratische PT (Partido dos Trabalhadores = Arbeiter) weit an der Spitze liegt und ein gutes Stück die politischen Anliegen der Basisgemeinden vertritt.

Bei den in Form szenischer Darstellungen am Nachmittag vorgetragenen Zusammenfassungen der Arbeit in den «Plenarien» sagt eine Frau: «Die Kirche hat zwei Beine zum Gehen, das eine ist die Bibel und das andere das Leben, und zwar auch das Leben in Gesellschaft und Politik.» So treffend und so prägnant bringen einfache Menschen den Auftrag der Kirche auf einen Nenner! Von einer angeblichen Einebnung des Transzendenten auf die horizontale Linie oder von einem vermeintlichen Ausschließen etwa der Mittel- oder Oberschicht wissen sie nichts, und sowohl das eine wie das andere liegt ihnen fern. Ihre Probleme sind andere: Wie können wir in einer neuen Gesellschaft als Brüder und Schwestern untereinander und als Kinder Gottes friedlich zusammenleben und dem Vater im Himmel Dank für das Leben erweisen? Das Ideal der Basisgemeinden und der sie tragenden und aus ihnen resultierenden Theologie der Befreiung ist weder Reichtum noch Armut, sondern Gerechtigkeit, und zwar sowohl erkämpfte als letztlich auch unverdient geschenkte Gerechtigkeit. Zum Abschluß der Sitzungen am zweiten Tag zitiert der Generalsekretär der CNBB, Dom Luciano Mendes de Almeida, ein geheimnisvolles Wort des am 24.7.1985 im Zusammenhang mit der Grund- und Bodenproblematik ermordeten Priesters Ezequiel Ramin: «Ich habe viel gebetet. Dabei ist mir klar geworden, daß ich das Herz der Gemeinde sein soll.» Und Bischof Luciano Mendes fährt fort: «Was immer der Satz dieses Priesters, dessen Todestag sich morgen jährt, sagen soll, ich wünsche mir, daß die KBG das Herz der neuen Gesellschaft werden.»

Der Streit um Grund und Boden

Der dritte Tag (24. Juli 1986) greift das Thema der diesjährigen «Kampagne der Brüderlichkeit»⁴ auf: «Erde Gottes – Land für Brüder und Schwestern». Die Problematik ist gerade bei diesen kleinen Leuten, die zu einem guten Teil besitzlose Landarbeiter und Kleinbauern sind, von größter Dringlichkeit. Ein wenn auch äußerst zaghaftes Projekt zur Bodenreform, das die brasilianische Regierung initiiert hat, droht unter dem Druck und der – im wörtlichen Sinn – mörderischen Reaktion der Großgrundbesitzer (UDR: União Democrática Ruralista = Demokratische Landunion) zu scheitern. Deshalb ist die Parole «Reforma Agrária já! – Bodenreform sofort!», die in Trindade immer wieder zu hören ist, von lebensrettender Aktualität.

Im Mittelpunkt des Morgengebets, das heute dem Gedenken der neuen lateinamerikanischen *Märtyrer* gewidmet ist, steht eine szenische Darstellung der Ermordung des italienischen Priesters *Ezequiel Ramin*, der heute vor einem Jahr bei Auseinandersetzungen um das Recht besitzloser Landarbeiter im Staat

⁴ «Kampagne der Brüderlichkeit»: 1963 von der Brasilianischen Bischofskonferenz gegründetes Werk, das alljährlich während der vorösterlichen Bußzeit in greifbarer Form ein Impuls der Erneuerung im Glauben wie auch ein Anruf zur Praxis engagierter, evangeliumsgemäßer Solidarität sein soll. Die Kampagne gewinnt ihren sichtbaren Ausdruck in «konkreten Gesten», zu denen u.a. eine Kollekte im Lauf der Fastenzeit gehört. Die Aktion steht jedes Jahr unter einem neuen Thema. 1968: Mit den Händen glauben; 1970: Christsein heißt mitmachen; 1975 Das Brot teilen; 1978: Arbeit und Gerechtigkeit für alle; 1983: Brüderlichkeit ja – Gewalt nein; 1984: Damit alle Leben haben; 1985: Brot für alle, die hungern. Im kommenden Jahr (1987) wird das Thema lauten: «Wer einen Minderjährigen aufnimmt, nimmt mich auf.»

Rondônia erschossen wurde. Aber Ezequiel Ramin ist nur einer von Tausenden massakrierter Indianer, niedergemetzelter Neger, ermordeter Landarbeiter und Gewerkschafter, hingestreckter Laien, Ordensfrauen, Priester und Bischöfe. Erinnert wird u. a. auch an den deutschen Pater *Rudolf Lunkenbein*, der zusammen mit dem Indianer *Simão Bororó* 1976 von Großgrundbesitzern erschossen wurde. Auf einem riesigen Plakat an einer Wand der Sporthalle steht: «Lateinamerika: Altar von Märtyrern – ihr Blut befruchtet unsere KBG».

Zu dem Begriff «Märtyrer»: Was in manchen europäischen Theologenkreisen diskutiert wird, ob man die im christlich motivierten Kampf für Gerechtigkeit und Menschenwürde ermordeten Männer und Frauen, Laien und Bischöfe, Ordensschwestern und Gewerkschafter, Indianer und Intellektuelle «Märtyrer» nennen könne, ist in den Basisgemeinden überhaupt keine Frage. Brüder und Schwestern haben aus dem Glauben ihr Leben gelassen; deshalb sind sie Märtyrer und Heilige. Allein bei den Auseinandersetzungen um Grund und Boden – und das ist ja das Thema heute – wurden in Brasilien 1980 zehn, 1981 fünfzehn, 1982 sechzehn, 1983 fünfundvierzig und 1984 an die hundert Menschen ermordet. Auf einem u. a. von kirchlichen Stellen herausgegebenen Plakat steht zu lesen: «Zwischen dem 15. März 1985 und Mai 1986 wurden folgende Menschen ermordet: Pfarrer *Ezequiel Ramin*, Schwester *Adelaide Molinari*, Schwester *Cleusa Coelho*, Pfarrer *Josimo Tavares*, Pastor *José Inácio da Silva*, 13 Führer von ländlichen Gewerkschaften, 184 Landarbeiter und 17 Indianer.»

Fast die Hälfte der Teilnehmer aus den Basisgruppen hat Gewalt bereits am eigenen Leib erfahren: 389 waren schon Opfer von Verfolgung, 11 haben bereits im Gefängnis gesessen, 18 hat man von ihrem Stück Land vertrieben, 13 haben entweder seitens der Polizei oder gedungener Schlägertruppen Gewalt zu spüren bekommen, 51 sind aus ihrem Betrieb entlassen worden, und auf 13 wurden bereits Attentate verübt. Wer wollte bezweifeln, daß in Brasilien ein wahrer Klassenkampf von oben im Gang ist?

In den vier «Plenarien» wird das Problem «Grund und Boden» unter vier Einzelaspekten diskutiert: 1. «Kampf um Grund und Boden: unsere Agrarreform», 2. «Projekte der Regierung», 3. «Grund und Boden in der Stadt und Wohnverhältnisse» und 4. «Das Land, das Gott uns verheißt hat». Wie immer sind die Fragestellungen ganz konkret. So lauten die Arbeitsaufträge in den «Plenarien» III. und IV.: Wie läßt sich der Kampf um Grund und Boden auf dem Land mit dem Einsatz in der Stadt verbinden? Welche Formen entdeckt das Volk, um sich das Recht auf Nießbrauch und auf menschenwürdiges Wohnen zu sichern?; Was hältst du von dem Satz: «Wir wollen Land auf der Erde – Im Himmel haben wir schon Land»?; und: Was bedeuten die Märtyrer im Kampf um Grund und Boden für uns? Seinen Abschluß findet das Treffen am Nachmittag dieses dritten Tages mit einer gemeinsamen Feier und Begegnung zwischen den Mitgliedern der Basisgemeinden und Tausenden von Teilnehmern an der «Romaria da Terra» (Wallfahrt des Landes, der Erde), die nach Trindade als dem Pilgerort zum «Ewigen Göttlichen Vater» und zur «Heiligsten Dreifaltigkeit» gekommen sind. Zunächst in der Sporthalle und dann in und vor der Wallfahrtskirche möchte die Feier mit ihren szenischen Darstellungen, Gesängen und Gebeten ein Vorgesmack des verheißenen Landes im neuen Himmel und auf der neuen Erde sein.

Eine Theologie von Fleisch und Blut

► Fragen wir nach Schwerpunkten, so besteht eine der zentralen Aussagen dieses Treffens (wie der sie tragenden Pastoral und Theologie) in dem Fingerzeig darauf, daß der Gott, an den Juden und Christen glauben, immer ein Gott ist, der sich auf «Menschen aus Fleisch und Blut» einläßt – wie die hebräische Bibel ihn uns schildert und wie Jesus ihn uns in seinen Gleichnissen und Wunderhandlungen offenbart. Wenn das Wort von

der In-karn-ation überhaupt eine Berechtigung hat, dann stehen Theorie und Philosophie im Dienst von Erfahrung und gelebtem Leben. Wer dem Glauben dieser Menschen begegnet ist, muß sich des Verdachtes erwehren, eine gar zu hurtige Rede von Metaphysik verflüchtigt nur die verändernde Kraft der Guten Nachricht von der *Fleisch*-werdung, die ja erst durch das *Blut* und den Tod in das neue Leben des Geistes Gottes führt. Das Leben ist der Ort, an dem die Bibel gelesen, und die Politik das Feld, auf dem Pastoral in die Tat umgesetzt werden will. Nur so hat unsere Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, auf ein All, das nach dem Schöpfungs- und Heilsplan Gottes endlich anders werden soll, einen Sinn.

Der Glaube an den ermordeten und zu neuem Leben erweckten Herrn – und zwar gerade auch in der Form der Identifikation mit dem Schmerzensmann – wird im Leben der Armen zu einer realen *Hoffnungskraft*. Im Glauben an seinen lebendigmachenden Geist (vgl. 1 Kor 15,45) antizipieren sie die Zukunft. Denn «wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit» (2 Kor 3,17). So erfahren sie die geglaubte Hoffnung als Dynamik, die sie die Gegenwart ertragen und verändern läßt: «So wollen wir feiern voll Vertrauen und kämpfen kraft der Hoffnung des Herrn.»

Trindade war wie die vorherigen Begegnungen ein *interekkliales* Treffen. Also weder ein Konzil noch eine universale oder diözesane Synode noch eine Bischofsversammlung, sondern schlicht eine Begegnung, zu der Teile einzelner Kirchen sich und ihre Bischöfe gegenseitig einladen. Kompetenz dazu gibt ihnen die Taufe. Das Sakrament der Taufe entläßt seine Söhne und Töchter in die je eigene geistgewirkte Kreativität. «Volk» und «Geist» – sagte einmal ein brasilianischer Bischof – seien die Synthese seiner Theologie, wenn er sie in zwei Begriffen zusammenfassen müsse.

► Wichtig dabei ist, daß in den KBG wie auf diesem Treffen nicht das geringste Ressentiment gegen die Hierarchie zu spüren ist bzw. war. Der *Einklang mit der Hierarchie* ist unübersehbar. Bischöfe bekennen, in der Arbeit mit diesen Basisgruppen ihre *Bekehrung zu dem armen Jesus* (vgl. 2 Kor 8,9; Phil 2,6–8) erfahren zu haben. Deshalb regen sie an, immer neue Basisgemeinschaften zu gründen, zu begleiten und zu fördern. Es geht um eine neue, von der Kenosischristologie inspirierte Art und Weise, wie die ganze Kirche zu sein hat. Falls es Konflikte gibt, dann nicht zwischen Basis und Hierarchie, sondern zwischen Teilen der Kirche (Basis *und* Hierarchie!), die die Herausforderung von Armut und Entäußerung annehmen, und solchen Kreisen der Kirche, die sich diesem Anruf aus welchen Gründen auch immer verschließen. Wenn das eingangs verlesene Papsttelegramm eigens die Bindung an die Bischöfe betont, dann kann das Miteinander zwischen Hierarchie und Basis in Brasilien wohl kaum sichtbarer manifestiert werden als durch die massive Teilnahme von Bischöfen an dem Bisistreffen in Trindade. Casarolis Sorge muß andere Hintergründe haben als die Erfahrung der Kirche in Brasilien. Eines ist sicher: durch diese neue Form des Kircheseins entstehen – über die alten hierarchischen Strukturen hinaus – neue Integrationslinien im Organismus des Volkes Gottes, in der Kirche Christi.

Angesichts mancher Vorwürfe des Partikularismus spricht die Teilnahme von Vertretern aus 23 Ländern des Katholizismus und von Bischöfen des In- und Auslandes, einschließlich eines namhaften europäischen Kardinals, das Faktum des Papsttelegrammes wie auch die Anwesenheit von Delegierten aus der nichtkatholischen, christlichen Ökumene dafür, daß sich die Bewegung der KBG als Teil der *universalen* Kirche versteht. Sie will nichts anderes als neue Form der *einen*, alten Kirche Jesu Christi sein, will aus ihr leben und ihr mit ihrem Appell zur Umkehr dienen.

► Daß die Basisgemeinden in ihrer überwältigenden Mehrzahl aus Mitgliedern der unteren, ja der untersten Volksschichten bestehen, signalisiert, daß die Kirche in Brasilien wie auch an vielen anderen Orten Lateinamerikas in ihrer Pastoral jetzt die sozialen Realitäten des Erdteils wahrnimmt. Gewiß: die Einladung zur Umkehr (vgl. Mt 19,21) ergeht an *alle!* Deshalb besteht ja auch allenthalben nach wie vor ein pastorales Angebot

für die bürgerlichen Kreise der Kirche. In der vorrangigen Option der brasilianischen Kirche für die Armen etwas Ausschließliches oder gar ein Zurückweisen anderer Klassen sehen zu wollen, kann nur ein Mißverständnis sein, das die Arglosigkeit und die Gutmütigkeit der Armen verkennt.

► Das Treffen in Trindade hatte deutlich den Charakter eines *Festes*. Im Lebensgefühl dieser Menschen bilden Schmerz und Freude, Tränen und Lachen, Kampf und Feier eine unzerstörbare Einheit. Dagegen trennen bürgerliche und intellektuelle Kreise leicht diese konstitutiven Realitäten des Lebens voneinander und spalten, was wesentlich zusammengehört. Das Gespür für Ganzheitlichkeit, Nähe und Unmittelbarkeit ist eines der besonderen Merkmale der Armen. Daß sie sozusagen nie den Eindruck der Verbitterung erwecken und selbst im Leiden noch feiern können, läßt sich wohl kaum nur psychologisch erklären. Der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß der Glaube und die Hoffnung dieser Menschen sie in besonderer Weise für das Geschenk der Gnade disponibel machen. Gnade schafft begnadete Menschen.

► Das vergegenwärtigende und rühmende Gedenken der *Märtyrer* geschieht aus vielfachem Anlaß: Einmal wissen die Menschen, daß die Toten, so tot sie auch sind, bei Gott leben und damit auch ihnen gegenwärtig sind. Zum anderen danken sie Gott dafür, daß ihr Blut den Boden Lateinamerikas mit Samenkörnern neuer Gemeinden befruchtet. Sodann sind sich die Männer und Frauen in den Basisgemeinden bewußt, daß auch sie dasselbe Schicksal ereilen kann und sie sich somit stets bereit halten müssen. Und viertens stärkt sie der Satz, den man in Lateinamerika häufig hört: «In meinem irdischen Leben ergänze ich das, was an den Leiden Christi noch fehlt» (Kol 1,24).

► Das Thema *Terra* mit seiner vielfältigen Konnotation von Land, Erde sowie Grund und Boden wird in den Basisgemeinden nicht nur als Faktor der Produktion und noch viel weniger der Spekulation, sondern vor allem in seiner anthropologisch-biblischen Dimension angesprochen. Weithin leben diese Menschen noch aus dem archaisch-ganzheitlichen Verständnis, daß die Erde, daß der Boden, den man bearbeitet und auf dem man lebt, unveräußerlich, ja heilig ist, weil er Leben ermöglicht. Der Boden ist ein Stück des Menschen selbst. Ein zweiter Aspekt kommt hinzu: Man ist davon überzeugt, daß der Grund und Boden, das Land und die Erde, auf der bzw. auf dem man lebt, der Ort und der Raum ist, auf dem der neue Himmel und die neue Erde als Geschenk Gottes entstehen werden. So sieht man in dem Stück Erde, das einen in Würde ernährt, eine bruchstückhafte Antizipation des verheißenen Landes.

► Wer gesehen hat, wie etwa eine junge, schwarzhäutige Arbeiterin mit ihren Argumenten, mit ihren Gesten und mit ihrer Ausstrahlung eine Menge von 1700 Menschen führen kann, ist sich dessen sicher, daß die KBG Schulen oder vielleicht auch *Vorräume einer zukünftigen Befreiung* sind. Menschen, die wegen ihres Geschlechts, ihrer Rasse und ihrer Klasse über Jahrhunderte hin unterdrückt waren, sagen ihre Botschaft und werden als Gleichberechtigte gehört. Die Armen sind der Welt ein Vorbild brüderlich-schwesterlichen Zusammenlebens.

Die KBG sind eine zwingende, unumgängliche *Notwendigkeit*. Dazu ein Beispiel: Die Prälatur Tefé im äußersten Nordwesten Brasiliens verfügt (bei einer territorialen Größe etwa der Bundesrepublik Deutschland) neben einem brasilianischen Bischof (und einem emeritierten holländischen Bischof) über 14 Priester, die ausnahmslos Ausländer und im Durchschnitt 56 Jahre alt sind. Hinzu kommen 22 Ordensfrauen, die entweder aus Südbrasilien oder aus dem Ausland stammen. Eigene Priester sind in absehbarer Zukunft nicht zu erwarten, weil die Prälatur keinen einzigen Seminaristen hat. Wohl aber verfügt sie über dreihundert Leiter und Leiterinnen in den ländlichen Basisgemeinschaften. Auch Fakten können ein Medium der göttlichen Offenbarung sein. *Horst Goldstein, Lilienthal bei Bremen*

DER AUTOR war unter den zehn aus Europa in Trindade zugelassenen Beobachtern der einzige Vertreter des deutschen Sprachgebiets.

Literarisches Exerzitium zum Überleben

Ein autobiographischer Bericht¹ wie der von *Claus Victor Bock*² über seine Jugendjahre im holländischen Exil und Untergrund zwischen 1942 und 1945 entzieht sich einer Rezension im üblichen Sinne. Aus erhaltenen Tagebüchern, Aufzeichnungen und Erinnerungen veröffentlicht, handelt es sich um ein privates Dokument, das mit einem Quer zur repräsentativen Exilforschung steht, die zweifellos die germanistische Form der «Wiedergutmachung» ist. Sie war in Deutschland von Anfang an, d. h. seit ca. 1968, peinlich, zunächst heillos politisiert (eine Mitgift ihrer Geburtsstunde), dann ungemein beflissen in der Hinwendung zu jüdischer Thematik und schließlich befremdlich, als die Methodendiskussion zur Exilliteratur anhub. Gewiß, ein Gedicht wird nicht schon dadurch gut, daß es im Exil geschrieben wurde. Doch was soll die Erforschung von Exilwerken, wenn sie nicht das Wissen um die dahinterstehenden Schicksale mehrt ...

Was das holländische Exil betrifft, so richtete sich das Interesse bisher vor allem auf die deutschsprachigen Autoren im Umkreis der Verlage Querido und Allert de Lange. – In Claus Victor Bocks *Bericht* tritt ein wesentlich anderes «Milieu» zu Tage, das sein Gepräge – abgesehen vom Leben unter der alles nivellierenden Diktatur – durch Einzelpersonlichkeiten wie den Dichter *Wolfgang Frommel* und die Malerin *Gisèle van Waterschoot van der Gracht* erhielt, die einige junge, rassisch oder politisch verfolgte Menschen in ihren Schutz nahmen, versteckten und als «onderduikers» über die Besatzungszeit hinwegteten.

Castrum Peregrini: Unterschlupf, Zeitschrift, Verlag

Wolfgang Frommel (geb. 1902) stammte aus einer der Enkelgenerationen des George-Kreises. Er war über Frankreich ins holländische Exil gekommen. Als die Malerin Gisèle ihm und seinen jüdischen Freunden ihre kleine Zweizimmerwohnung im 300jährigen Grachtenhaus in Amsterdam als Unterschlupf anbot, war sie sich des lebensgefährlichen Risikos wohl kaum ganz bewußt. Die dreißigjährige, bis dahin in den USA, Österreich und Paris sorglos ihren Studien lebende Künstlerin zeigte sich jedoch der von Jahr zu Jahr schwerer werdenden Aufgabe menschlich wie geistig gewachsen. Auch in hoffnungslosen Situationen gab sie nicht auf. Mit unermüdlicher Aktivität fand sie immer neue finanzielle Quellen und Wege der Nahrungsbeschaffung. Furchtlos drang sie bis zu höchsten deutschen Dienststellen vor, wenn die Hoffnung bestand, einen ihrer Schützlinge vor dem Abtransport nach Deutschland zu retten. Diese Untertaucher deutscher, holländischer, tschechischer und jüdischer Herkunft und aus allen sozialen Schichten waren in der Mehrzahl jünger als 20 Jahre. Gisèle teilte mit ihnen die kargen Mahlzeiten und die immer enger werdende Wohnung. Nicht nur die Gefahren der Razzien und des Denunziantentums belasteten die kleine Schar, kaum weniger bedrohlich waren die durch jahrelanges Zusammenleben auf engstem Raum sich ergebenden Störungen des seelischen Gleichgewichts. Daß der Einklang dieser verschworenen Gemeinschaft bis zum Kriegsende erhalten blieb, war der täglichen Versenkung in dichterische Texte zu danken. Es gab eine einzige Regel für das Zusammenleben: Würde – von wem auch – der Wunsch zu gemeinsamer Lesung und Interpretation geäußert, so mußte jedes andere Tun unterbrochen werden. Zu solchem geistigen Exerzitium gehörten ebenso: kunstvoll kalligraphische Abschriften, Auswendiglernen, Übersetzen und das eigene Gedicht.

¹ Claus Victor Bock, *Untergetaucht unter Freunden. Ein Bericht. Amsterdam 1942–1945. Castrum Peregrini Presse, Amsterdam 1985. 163 Seiten, Hfl 40,-, DM 36,-.*

² Geboren 1926 in Hamburg als Sohn deutsch/tschechischer Juden – Besuch der Quäker-Schule Eerde, Holland; Untergrund; nach dem Krieg Studium der Germanistik in Amsterdam, Manchester und Basel. Seit 1969 Professor für Germanistik, Universität London.

Die versteckten Freunde gaben ihrer Wohnung an der Heerengracht den Namen der ersten, nie eroberten Burg der Tempelritter bei Haifa: *Castrum Peregrini*. Bocks Schilderung der alltäglichen, z. T. dramatischen Situationen und Überlebensstrategien ist sehr ergreifend für den, der solche Zeiten nicht erlebt hat. Es war doch sehr anders, als es sich aus der Distanz sekundärer Literatur aufarbeiten läßt. Das gilt besonders für die Bedingungen und Formen dichterischer, künstlerischer und geisteswissenschaftlicher Produktivität, von denen der Bericht ausführlich handelt. Insgesamt besann man sich in dieser Notgemeinschaft auf die uralten Regeln mönchischen Zusammenlebens. Während draußen auf den Straßen der Marschritt der deutschen Besatzungsmacht dröhnte, entstanden in der Klausur dieses *Castrum* etwa hochbibliophile Handpressendrucke, die mit fingierten Erscheinungsdaten versehen wurden, um die Zensur zu täuschen. Eine Seume-Auswahl der *Apokryphen* von 1806/07 zeigte durch ihre aktuellen Bezüge das bittere Kontinuum der Tyrannei auf. Ein Neudruck der Herderschen Schriften zur Humanität fand, wie man vom Buchhandel erfuhr, lebhaftes Interesse, besonders bei der deutschen Wehrmacht. Percy Goethes Dichtung *Tyrannis*, die der Ermordung des Gewaltherrschers das Wort redet, war als eine Verdeutschung aus dem Altgriechischen getarnt. Besonders der meditativen Hingabe an die großen Werke der abendländischen Überlieferung war das Überleben zu danken: Die antiken Autoren und das Johannes-Evangelium, Dante, Shakespeare, Goethe und Hölderlin, die Werke des europäischen Symbolismus wurden zu Basistexten. Vor allem jedoch gehörten die Gedichte Stefan Georges zum geistigen Grundstock dieses Freundeskreises. Das war der Einfluß Wolfgang Frommels. – Daneben wuchs ein Fundus von eigenen Arbeiten heran, der nach dem Krieg und der Besatzungszeit, die auch im *Castrum Peregrini* Opfer gefordert hatte, zur Gründung der gleichnamigen deutschsprachigen *Zeitschrift* in Amsterdam führte. Die Gruppe hatte das Bedürfnis, dem Geist, dem sie ihr eigenes Überleben zu danken hatte, eine Stätte bleibender Wirksamkeit zu schaffen. Das ist bis heute gelungen. Insofern sind Stiftung und Verlag *Castrum Peregrini* das letzte in lückenloser Tradition noch arbeitende Unternehmen aus der Exilzeit.

Claus Victor Bocks Erinnerungen an seine Jahre im holländischen Untergrund sind auch ein herausragender Beitrag zur Wirkungsgeschichte des Dichters Stefan George, der vom Literatur- und Wissenschaftsbetrieb noch weitgehend unbefingert ist. Zugleich kursieren jedoch abwegige Klischees über den politischen Standort Georges, so als fiel das Opfer *Claus von Stauffenberg*, der gleichfalls von George herkam, überhaupt nicht ins Gewicht. Claus von Stauffenberg und die Gruppe der Untergetauchten um Wolfgang Frommel in Amsterdam verließen sich – für ihre gewiß sehr verschiedenen Aufgaben – auf die Dichtung Stefan Georges.

Probeabonnement ORIENTIERUNG

Damit Sie sich in unsere Zeitschrift *einlesen* können, offerieren wir zu Anlaß des Deutschen Katholikentags (10.–14. September) ein interessantes Probeabonnement:

Bei sofortiger Bestellung (bis spätestens 15. Sept.) erhalten Sie für nur DM 10,- noch alle 7 Ausgaben bis Ende 1986. Noch günstiger ist unser Eröffnungsabonnement:

Mitte September 1986 bis Ende 1987 zum Preis von runden DM 50,- (statt DM 10,- plus DM 47,-) und für alle, die noch in der Ausbildung sind, nur DM 35,-.

Aus den Themen der nächsten Ausgaben:

Theologie/Literatur: Thema Schuld (K.-J. Kuschel)
Rom/USA: Kirchenkonflikt um Prof. Curran (L. Kaufmann)
Südafrika: Zum Kairos-Dokument (P. M. Zulehner)
Kultur/Befreiung: Evangelium für Indianer (P. Süß)

ORIENTIERUNG, Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Claus Victor Bock ist im Zuge verschiedener Lesungen aus seinem «Bericht» in Deutschland häufig auf ein Befremden seines oft jüngeren Publikums gestoßen: Die Erinnerungen enthalten keinerlei Vorwurf in Richtung Deutschland und stellen keinerlei politische Forderungen als Konsequenz aus den schrecklichen Erfahrungen. Im Gegenteil: Der verfolgte junge Bock beginnt sogleich nach dem Krieg mit einem Studium der Germanistik. Er beteiligt sich unmittelbar nach den Schreckensjahren an der Gründung einer deutschsprachigen literarischen Zeitschrift in Holland, ein Vorgang, der so nur unter holländischer Toleranz denkbar ist.

Karlhans Kluncker, Bonn

Zwei Buchhinweise

Felix Hafner, Die Beteiligung der Kirchen an der politischen Gestaltung des pluralistischen Gemeinwesens (Basler Studien zur Rechtswissenschaft, Reihe B: Öffentliches Recht Bd. 15). Helbing und Lichtenhahn, Basel – Frankfurt a. M. 1985, 231 S., Fr. 53.–/DM 64.–.

«Kirche und Politik» ist nach wie vor ein reichlich kontroverses und durch die verschiedensten Interessen besetztes Thema. So greift man als Theologe mit einiger Skepsis zu einem juristischen Buch. Juristen – vor allem Exponenten der Politik, der Wirtschaft und der Verbände – zeigen ja häufig recht wenig Verständnis für das politische und gesellschaftskritische Engagement der Kirchen. Um so positiver ist die Überraschung, in der Dissertation von Felix Hafner eine juristische Arbeit vor sich zu haben, die sich große Mühe gibt, den kirchlichen Auftrag zu verstehen und ihm den nötigen Raum im Verständnis von Staat und Gesellschaft einzuräumen.

Die ganze erste Hälfte des Buchs wird dafür eingesetzt, aus kirchlicher Sicht die *Mitverantwortung der Kirchen für die politische Gemeinschaft* aufzuzeigen. Es wird nach ihrer Legitimation gefragt, wobei klassische Theorien wie auch moderne gesellschaftskritische Ansätze (Politische Theologie, Befreiungstheologie usw.) miteinbezogen werden. Traditionelle und gegenwärtig in Anwendung stehende Methoden zur Erarbeitung kirchlicher Stellungnahmen werden erörtert, ebenso ihre Verbindlichkeit und Tragweite. Bei der Darstellung der Träger sozialer Stellungnahmen beschränkt sich der Autor auf die Schweiz, und zwar auf die nationalen Organe der katholischen und evangelischen Kirche. Die Probleme der Repräsentativität und des vermehrten Einbezugs der Basis werden nicht ausgeklammert. Diesen ersten Teil hätte ebensogut ein Theologe schreiben können. Erfreulich ist aber gerade, daß ein Jurist sich in die umfangreiche Literatur eingearbeitet hat und den Standpunkt der Kirchen gut darzulegen vermag und somit – hoffentlich! – den Zugang zur Problematik gerade für seine Fachkollegen erleichtert. Natürlich hätte man als Theologe das eine



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge
Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 10070)
Konto Nr. 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Jahresabonnement 1987:

Schweiz: Fr. 38.– / Studierende Fr. 27.–

Deutschland: DM 47.– / Studierende DM 32.–

Österreich: öS 350.– / Studierende öS 240.–

Übrige Länder: sFr. 38.– zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.–/DM 60.– (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: Fr. 2.50/DM 3.–/öS 22.–

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

Auf dem Katholikentag in Aachen ...

ist die ORIENTIERUNG im Zelt der Initiative «Kirche von unten» (IKvu) im Kennedypark mit einem Stand vertreten. Unsere kleine Redaktions-Delegation freut sich auf Begegnungen und freiwillige Werber (mit Probenummern!).

Gelegenheiten, sich zu treffen, bieten – über das IKvu-Programm hinaus – zum Beispiel die *Gemeinsame Veranstaltung IKvu/ZdK* am Freitag, 10 Uhr, in der Albert-Vahle-Halle: «Kath. Soziallehre und Theologie der Befreiung» (mit Gutierrez, C. Boff usw.), ferner das *Literatur-Gespräch* (Leitung Paul K. Kurz), Samstag, 16.30 Uhr, im RWTH Karman-Auditorium, Eilfschornsteinstr. 15, und das *Streitgespräch* «Vorrang der Arbeit vor dem Kapital»: Friedhelm Hengsbach kontra Anton Rauscher, Freitag, 10 Uhr, in der Aula Carolina, Pontstraße 7.

und andere anzumerken, aber der Autor hat im ganzen die Gewichte und Akzente richtig gesetzt.

Im zweiten Teil der Arbeit soll diesen Kirchen mit ihrem Öffentlichkeitsauftrag nun ihr Platz im pluralistischen Gemeinwesen zugewiesen werden. Eine, wenn sie in ihrer Gänze geleistet werden soll, viele Wissensgebiete umfassende Aufgabe, die den Rahmen eines Buchs bei weitem sprengt. Statt soziologische Aspekte, die Pluralismuskritik, das Staatskirchenrecht usw. eigentlich nur zu streifen, hätte der Autor m. E. besser getan, die Sonde an *einem* Punkt anzusetzen und dafür in die Tiefe zu gehen. Das hätte wohl mehr gebracht als konkrete Ergebnisse als wiederum ein allgemeiner Überblick. Für weniger mit der Thematik vertraute Leser kann derselbe trotzdem hilfreich sein, zumal auch hier die wichtigste deutschsprachige Literatur benutzt wurde und zumeist richtig und differenziert geurteilt wird. Etwas anderen Charakter hat indes das letzte Kapitel, wo die Partizipation der Kirchen an der politischen Willensbildung in der Schweiz konkret und mit einigen präzisen Vorschlägen (etwa im Bereich des vorparlamentarischen Rechtssetzungsverfahrens oder im Umfeld der extrainstitutionellen «Neuen Politik») abgehandelt wird.

Der Verfasser hofft – wie er in der Einleitung schreibt –, mit seiner Arbeit etwas Wohlwollen für die nicht immer einfache Lage der Kirchen in einer pluralistischen Leistungs- und Konsumgesellschaft vermitteln zu können. Das dürfte ihm gelingen und dafür ist ihm, dem Juristen, zu danken.

Josef Bruhin

Die Bibel lebt: 21 Erfahrungsberichte aus der Schweiz. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks (SKB), hrsg. von Rita Egger, Toni Steiner und Hermann-Josef Venetz. SKB-Verlag, Zürich 1986, 134 Seiten, Fr. 14.80.¹

1985 feierte das Schweizerische Katholische Bibelwerk sein 50jähriges Bestehen. Das Jubiläumsmotto lautete: «Damit sie Leben haben» (Joh 10,10). Sozusagen als Nachwort zum Jubiläumsjahr ist nun eine kleine Festschrift erschienen. Als sie ankam, habe ich mich zunächst verärgert gefragt: Was für einen Sinn soll es haben, eine weitere Festschrift auf den ohnehin schon überfüllten (bibel-)theologischen Büchermarkt zu werfen? Doch beim Lesen, Wieder-Lesen und Überdenken der 21 Erfahrungsberichte, die das Bändchen ausmachen, habe ich mich mit *dieser* Art Festschrift anfreunden können. Hier wird nämlich nicht ein «Werk», eine Institution, zelebriert, sondern anhand von oft schmerzlichen Erfahrungen geschildert, daß «die Bibel lebt» – auch in der Schweiz. Dieses Leben, wie es die Beiträge zur Sprache bringen (von der Arbeiterfrau zum Zisterziensermönch, vom Schriftsteller Ernst Eggenmann zu Katechetinnen und Theologiestudentinnen), ist weder dogmatisch kanalisiert noch exegetisch «abgesichert».

Mich hat beeindruckt, wie Frauen (gerade Frauen!) und Männer hier persönlich, aber immer auch kritisch und selbstkritisch mit der biblischen Tradition umgehen: Sie «erfahren die Bibel ... (letztlich) nicht als Instrument der Entfremdung, das dazu dient, allen die gleichen Gedanken einzutrichtern und das gleiche Schafskleid überzuziehen. Die Auseinandersetzung mit biblischen Texten ermutigt zur Freiheit, weckt Hoffnung, trotz so vielem, was festgefahren ist und Angst macht», heißt es im Nachwort der Herausgeber zu Recht (S. 129).

Dieses Büchlein mit seinen sehr unterschiedlichen Darstellungen von eigener Erfahrung mit der Bibel kann Mut machen, selber die biblischen Texte zu lesen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, Texte und Realität (persönliche, kirchliche, gesellschaftliche) zueinander in Beziehung zu bringen, aus bisherigen Plausibilitäten auszubrechen und neue Lebens-Wege zu wagen.

Clemens Locher

¹ Auslieferung: Imba-Verlag, Postfach 1052, CH-1701 Fribourg; KBW-Verlag, Stuttgart; Österreichisches Katholisches Bibelwerk, Klosterneuburg.